

## Prinz Erpel.

Zweites Abenteuer.

Eine Bildergeschichte von Fedor Flinzer.

Mit Reimen von Julius Lohmeyer.



1. Prinz Erpel schwimmt ganz  
wohlgemuth  
Im Sonnenschein auf klarer Fluth,  
Und denkt bei sich: Der Ententeich  
Ist offenbar mein Königreich;  
Mein Herrscherthron ist ungefragt  
Der Fels, der dort der Fluth entragt.



2. Und so besteigt er ihn sogleich,  
Und überschaut sein weites Reich.  
Da naht ein Unterthan ihm schon.  
Er ruft: „Tritt näher doch mein  
Sohn!“  
Die Arme streckt er stehend aus.  
„Ich thu dir nichts, komm nur heraus!“



3. Prinz Erpel springt herab entsetzt,  
Als sich der Krebs nun vor ihn setzt.  
Jedoch es scheint, das Ungethüm  
Berneigt sich ehrfurchtsvoll vor ihm.  
„Schon gut,“ spricht Erpel, „doch mein  
Sohn,  
Geh dort hinweg, das ist mein Thron.“



4. Jedoch das Krebslein nimmt sich  
Zeit,  
Macht auf dem Herrscherstiz sich breit.  
„He, guter Freund, hört er denn nicht!  
Prinz Erpel ist's, der zu ihm spricht.  
Herunter, Knirps! Geh'st du nicht bald,  
Du frecher Wicht, brauch' ich Gewalt!“



5. Da zwickt der Krebs ihn in das Bein.  
„Laß los! O weh! was fällt dir ein?!  
Laß los! Laß los! du Grobian du!“ —  
Nur fester packt das Krebslein zu.  
„O weh! Zu Hülfe! Rebellion!  
Watsch! watsch! Laß los! Pardon!  
Pardon!“



6. Umsonst, trotz Strampeln und trotz  
Schrein,  
Der Krebs saß fest an Erpels Bein,  
Rief ihn erst los am Uferrand.  
Prinz Erpel watschelte zum Strand,  
Lief schimpfend nach dem Hofe wieder  
Und — legte die Regierung nieder.

## Das arme Fränzele.

Eine Geschichte aus der Zeit vor dem schweizerischen Sonderbundsstrige.

Von

Jacob Frey.

Original-Zeichnung von Eugen Klimsch.



Es ist doch gar bitter, so ein armes, armes Kind zu sein! Von Hunger und Kummer an der ärmlichen Wiege empfangen, von früher Sorge und schwerer Arbeit schon in der Kindheit gequält zu werden, sich an keinem Strahle der freundlichen Sonne erquicken zu können, die die jungen Tage glücklicherer Kinder vergoldet und noch bis zum späten Abend des Lebens wie ein fernes, glühendes Morgenroth nachschimmert! Ach, das ist ein traurig Loos! — Oder habt ihr noch nie so ein armes Kind um seine Leiden befragt? habt ihr euch noch nie erzählen lassen, welch' Kummer oft das junge Herz erfüllt, das unter dem zerrissenen Kleidlein schlägt? Geht nur einmal im Sommer auf das Feld hinaus. Die Sonne schießt glühende Strahlen auf die Erde nieder, die kühlen Lüfte sind verstummt und haben sich in den laubigen Kronen der Bäume schlafen gelegt. Da begegnet euch ein Knabe mit einer schweren Last auf dem Rücken. — Ihr braucht ihn nicht zu fragen, warum Thränen über seine braunen Wangen fallen; die mächtigen Schweißtropfen auf seiner Stirne, der kurze, leuchtende Athem und seine unter der Ueberlast wankenden Schritte können euch genug erzählen, wenn euer Herz das Mitleiden lennt. —

Es ist ein kalter Wintertag. Der Schnee liegt fußhoch in den Straßen einer kleinen Fabrikstadt des Kantons Aargau. Der scharfe Wind pfeift an den Mauern dahin und überschüttet ein bleiches Mädchen, das dort vor einem Hause auf dem Bänklein sitzt, mit eisigem Schneegestöber. In der Fabrik, in der das arme Kind arbeitet, wird gerade Mittagruhe gehalten; drum sitzt es dort an der Straße und schaut mit trübem, verlangendem Blicke an dem gegenüberstehenden Hause hinauf. Wißt ihr, was diese bleichen, eingefallenen Wangen, das dünne, gestickte Kleidchen und die vor Kälte zitternden Glieder erzählen? — O gewiß! — sie klagen: Was hab' ich armes Kind gethan, daß ich so hungern und frieren muß? Heute, noch lange bevor es Tag war, bin ich aufgestanden und in die Stadt zur Arbeit

gegangen; die Pflegeeltern schliefen noch und ich habe nicht gewagt sie zu wecken und um das Brod zu bitten. Sieht kein Englein im Himmel, was ich leiden muß? Wie soll ich's bis zum Abend ausdauern, wenn sich niemand meiner erbarmen will?

Die gute Frau in dem gegenüberstehenden Hause scheint diese heimliche Klage verstanden zu haben. Sie winkt dem armen Kinde hinauf und reicht ihm vor der Küchentüre im Gange ein Schüsselchen Suppe; mit stummer Dankbarkeit und gieriger Hast verschlingt es dieselbe, indem die zitternden Hände kaum den Mund zu finden wissen. Ha, wie das neues Leben, neue Kraft in die erstarrten Glieder gießt! Und wie warm und windstille es da droben im Hause ist! — „Könnst' ich nur auch eine Viertelstunde hier bleiben,“ denkt das arme Mädchen, das letzte Brotsämlein in der Schüssel zusammensuchend; aber mit einem fast harten: „Geh jetzt einmal,“ schießt die gute Frau das zögernde Kind wieder in das Schneegestöber hinaus. — „Es ist doch ein Jammer mit diesen Leuten,“ sagt sie halblaut vor sich hin; „giebt man ihnen ein Almosen, so bleiben sie stundenlang stehen und gucken alle Winkel aus, ob am Ende nicht noch was zu — stehen sei.“

Das ist der schrecklichste Fluch, der auf der Armuth ruht. Der Hunger und die frierende, nackte Blöße wären genug, das Leben elend zu machen; aber noch bitterer ist das Mißtrauen der Menschen, welche meinen, der Arme scheue keine Sünde, um seinen Hunger stillen, um seine Blöße bedecken zu können. Dieser Fluch heftet sich an seine Fersen und peinigt ihn oft selbst noch mehr als Hunger und Frost.

Das arme Fränzele hat es später noch schwerer erfahren müssen. „Distelfränzele“ nannten die Leute das ärmlich gekleidete, bleiche Mädchen. Aus dem nahen Luzernergebiet kam es vom Herbst bis zum Frühling jeden Morgen, bei Wind und Regen, Eis und Schnee, in das reiche aargauische Städtchen herab in die Fabrik, und suchte Abends, nach schon eingebrochener Nacht, durch das finstere Breitholz wieder seinen Heimweg. Anfänglich hatten die Leute Mitleiden mit dem armen schwächlichen Kinde, das zu seiner täglichen Arbeit einen Weg machen mußte, der für einen starken Mann beschwerlich gewesen

wäre; aber allmählig gewöhnten sie sich daran, wie man sich an Alles gewöhnt, das täglich vor Augen liegt, und Distel-Fränzele schleppte sich unbeachtet durch Wind und Wetter, Nacht und Wald dahin, als müßte es so sein. Und freilich klagte es auch nie oder bettelte gar, ob Hunger und Mangel auch deutlich genug auf seinem bleichen, feinen Gesichtchen geschrieben standen. Es grüßte freundlich und bescheiden, und ging still seiner Wege.

Der Name „Distel-Fränzele“ wurde ihm von den Leuten beigelegt, weil es auf dem Distelberge daheim war; aber eigentlich hatte Fränzele gar keine Heimat und lebte auf dem Distelberge bloß als „Verdingkind“. Den Vater hatte es gar nie gekannt und die Mutter war schon lange, lange todt, es konnte sich kaum noch erinnern, daß die schwarzen Männer sie fortgetragen hatten. O das ist ein hartes Geschick, so elternlos, so ganz einsam und verlassen in die Welt hinausgeworfen zu werden! — Die Distelbergers hatten die Waise nicht aus Liebe oder Mitleiden aufgenommen, sondern bloß des Kostgeldes wegen, das die Gemeinde ausbezahlte; dafür mußte Fränzele auch noch, lange bevor seine Kräfte erstarkt waren, im Sommer hinaus, von früh bis spät auf den rauhen, steinigen Acker, der eben mehr Disteln als Aehren trug, und im Winter fast anderthalb Stunden weit hinunter in's Aargau in die Fabrik.

So mühevoll und beschwerlich das Letztere auch war, so sehnte sich das arme Mädchen doch allemal nach der Winterszeit, wo es die beschneiten Pfade in's Thal hinab gehen durfte; da war es wenigstens sicher vor Schelten und Schlägen, die ihm im Sommer so oft zu Theil wurden, wenn seine schwachen Kräfte der überschweren Arbeit erliegen wollten. Still und ohne auf das Gerede Anderer zu achten, saß es in dem saufenden und brausenden Spinnsaale, pünktlich und emsig, wie die Spule, die sich unter seinen Händen um die Spindel schwang. Kam dann die Mittagsruhe, so suchte sich das arme Kind irgendwo ein trockenes Plätzchen und verzehrte sein Stücklein hartes Brod, das es von Hause mitgebracht hatte. Wohl fiel oftmal eine heimliche Thräne über seine bleiche Wange, wenn es sah, wie andere Kinder so fröhlich und jauchzend zu ihren Eltern heimgingen; aber bisweilen fand es auch ein mitleidiges Herz, das seine Verlassenheit tröstete, und dann war Fränzele überselig. Mehr als an der dargereichten Gabe, erlabte es sich an der Freundlichkeit, mit der sie geboten wurde. Besonders war die Frau des Fabrikherrn eine gar gute Frau, und manchmal lebte Fränzele in ihrer Küche so herrlich, daß es meinte, die Engel im Paradiese

könnten's nicht besser haben. Und selbst der sonst so strenge Fabrikherr war dem stillen, fleißigen Kind wohl gewogen. Oft rief er Fränzele während der Mittagsstunde in seine Stube und schickte es mit Briefen auf die Post; dafür erhielt es jedesmal einen neuen blanken Bagen. Was war das für ein unermeslicher Schatz für das arme Kind! Schnell flüchtete es sich in einen verborgenen Winkel und betrachtete, die Hand sorgfältig schließend, damit er ihm ja nicht entfalle, den blinkenden Reichtum, der ihm so freundlich geboten worden. Aber selten dauerte diese Freude lange. „Ach,“ klagte eine Stimme im Herzen der Waise, „ach, hätt' ich eine Mutter, der ich das schöne Geld bringen könnte, wie würde sie eine Freude haben und mich dafür lieben — jetzt bekomme ich nicht einmal einen Dank dafür. Warum darf ich auch keine Mutter haben?“ — Fränzele knüpfte den Bagen in den einen Zipfel seines Tüchleins und trocknete mit dem andern seine Thränen, die unaufhaltsam aus seinen blauen Augen rollten.

So war das gute Kind mit den anmuthigen, feinen Zügen und den großen blauen Augen über fünfzehn Jahre alt geworden, aber klein und schwächlich geblieben, so daß es kaum zwölfjährig schien. Bei der schlechten Nahrung und schweren Arbeit hatte sein Körper nicht erstarken und sich entwickeln können; aber was nicht von leiblicher Nahrung lebt, war groß und stark in ihm, nämlich ein verständiger Sinn und die Reinheit einer treuen, aufopfernden Seele. Das ist ein schönerer Kinderschmuck, als Sammet und Seidenband.

Es war in den ersten Novembertagen und Fränzele wieder zum ersten Male seit dem Frühjahr in die Fabrik gekommen. In der Mittagsstunde saß es dort wieder auf dem Bänkehen vor dem großen Spinngebäude und dachte darüber nach, wie das wieder ein harter, schwerer Sommer gewesen, und wie's in der Fabrik doch noch besser sei, wenn es auch oft frieren und zuweilen hungern müsse. Aus seinem Sinnen wurde es durch die Stimme des Fabrikherrn gerufen, der ihm auftrug nach der Post zu gehen. Bald war die kleine Böttin von dem Gange zurückgekehrt und betrachtete wieder auf dem Bänkehen sitzend, mit vergnügten Blicken den blinkenden Lohn, den es erhalten hatte, als ihm plötzlich ein neuer Gedanke durch den Kopf schoß. „Wie,“ dachte Fränzele, „wenn ich den Herrn bäte, mir das Geld aufzubehalten und zusammenzusparen? Am Ende gäbe es so viel, daß ich mir Schuhe kaufen könnte, die meinigen sind doch so zerrissen, daß ich immer nasse Füße habe und frieren muß.“ —

Gedacht, gethan. Fränzele eilte die Treppe hinauf nach der Schreibstube. Die Thüre war ein wenig geöffnet und es trat hinein, aber Niemand war da. Der Herr wird zum Essen gegangen sein, dachte das Kind, zog die Thüre zu und ging wieder die Treppe hinunter mit dem Vorsatz, seine Bitte bei nächster Gelegenheit vorzubringen.

Vergnügter als je wanderte Fränzele an diesem Abend in goldenen Träumen von künftigen zusammengeparten Herrlichkeiten seinen Heimweg das Breitholz hinauf, und spürte nicht einmal, wie kalter Regen und nasstkalter Schnee durch seine dünnen Kleidlein drangen.

Es saß am folgenden Morgen kaum hinter seiner Spule, als es durch den Aufseher in die Schreibstube des Herrn gerufen wurde. — „S ist ja gerade,“ dachte Fränzele, die Treppe hinaufeilend, „als ob der gute Herr meine Gedanken errathen hätte, jetzt kann ich's ihm sagen.“ — Aber tief erschreckt blieb es an der Thüre stehen; der Herr stand finster und zornig an seinem Schreibtische, seine Papiere durcheinander werfend. „Komm' näher!“ befahl er mit strengem Tone. Fränzele's Kniee zitterten; es hatte kaum Kraft einige Schritte vorwärts zu wanken; ein unklares, banges Gefühl war über sein Herz gekommen, das sich lähmend durch seine Glieder ergoß. Der Fabrikherr betrachtete eine Weile mit forschendem Blicke das arme Kind und fragte dann barsch: „Wo hast du gestern das Geld hingethan?“ — Ach, wenn der Herr so böse nach dem Gelde fragte, so war es ja vorbei mit den Hoffnungen auf bessere Tage, und die schönen neuen Schuhe waren ein eitles Traumbild gewesen. Wie schwer, wie bitter war es, sich so plötzlich von den freundlichen Gedanken trennen zu müssen! — Die Thränen schossen Fränzele in die Augen und weinend sagte es: „Ach, Herr! seid mir nur nicht böse, ich habe das Geld drunten versteckt und wollte es Euch heute geben.“ — „Ist das wahr?“ fragte der Fabrikherr mit minder strengem Tone. — „Ganz gewiß!“ betheuerte das Kind. — „So geh' und hol' es, dann wollen wir sehen.“

Fränzele flog, von diesen Worten wieder etwas erleichtert, die Treppe hinunter. Neben dem Bänklein, das ihm gewöhnlich zur Mittagsruhe diente, kratzte es aus einer Spalte den Bagen hervor, den es gestern als Botenlohn erhalten hatte; es hatte ihn hier verborgen, damit er ihm zu Hause nicht abgenommen würde. „Eine Sünde wird's doch nicht sein,“ tröstete es sich selbst, „ich wollte mir ja bloß Schuhe kaufen, und gewiß, der Herr wird nicht mehr böse sein, wenn er sieht, wie zerrissen die meinigen sind.“ —

Als Fränzele dem Fabrikherrn den Bagen überbrachte, fuhr er es zornig an: was es mit dem übrigen Gelde gemacht habe? Vergeblich betheuerte es, daß es von keinem weitem Geld wisse, wollte vergeblich erzählen, in welcher Absicht es den Bagen verborgen habe. Der Fabrikherr stand auf, faßte das weinende Kind am Arm, und sagte streng und schneidend: „Ungerathenes Geschöpf, den Diebstahl durch die Lüge verbergen zu wollen! Gestern bist du da in die Stube hinaufgeschlichen; kein Mensch als du hat das Geld, das dort auf dem Tische lag, stehlen können. Marsch, betritt meine Fabrik nicht mehr, wenn du nicht Schlimmeres erfahren willst.“

Er schob Fränzele vor die Thüre und schloß dieselbe.

Da stand es nun, das arme unglückliche Kind, der einzigen Stütze beraubt, an die es seine erliegenden Kräfte zu lehnen gehofft hatte, von der einzigen Hoffnung betrogen, die in sein dunkles Loos einen Lichtstrahl geworfen! — Was sollte nun aus ihm werden? — Die Thränen blieben in seinen Augen stehen, krampfhaftes Schluchzen stockte den Athem, und von Angst und Bangen betäubt rannte es dem Walde zu, ohne des Windes zu achten, der ihm den feuchten Schnee ins Gesicht peitschte, und ohne die Dornen zu spüren, die ihm das flatternde Kleidlein von den Gliedern rissen. Es war ihm, als ob hinter jedem Baume hervor ein höhnisches Gesicht spottete, als ob jeder aufgeschreckte Vogel „Diebin, Diebin!“ krächzte. Erschöpft und halb bewusstlos stürzte das arme Kind oben am Waldrande, nahe dem Hause auf dem Distelberge, zu Boden. Eine Bettelfrau fand Fränzele und trug es mitleidig nach dem Hause hinauf.

Als der harte Pflegerater das Vorgefallene erfuhr, schwur er, das nichtsnutzige Schelmenkind nicht länger im Hause dulden zu wollen. Erbost darüber, daß ihm fortan der wöchentliche Fabriklohn entgehen sollte, schlug er das hülflose Kind, und stieß es vor die Thüre in Wind und Wetter hinaus.

Einen kleinen Büchschenschuß vom Hause entfernt stand, nahe am Waldrande, ein altes, baufälliges Scheuerchen, dorthin schleppte sich Fränzele und bettete seine schmerzenden Glieder in dem finstern, unheimlichen Raume auf dem Heustocke. Bald schloß ein wohlthätiger Schlummer das thränenmüde Auge und stärkte das erschöpfte Leben mit neuen Kräften.

Als das arme Kind erwachte, lag es in tiefer Finsterniß. Der kalte Wind pfiß heulend durch das zerfallene Strohdach und rumorte in dem krachenden Sparrenwerke. Angstvoll vergrub sich Fränzele in dem lockern Heulager und betete inbrünstig zu Gott,

daß er das arme Leben aus diesem Zammer abrufen möge.

Als endlich der Tag über die lange, lange Nacht angebrochen war, trieb der nagende Hunger das unglückliche Kind, seinen nächtlichen Zufluchtsort zu verlassen und trotz seiner Furcht und Angst zu seinen Pflegeeltern hinüberzugehen. Der Mann war nicht zu Hause und die Frau sagte, ihrtheilben könne Fränzele in der Scheuer schlafen und den Tag über im Walde Holz zusammenlesen; dann wollte sie ihm auch zu essen geben. Sie reichte ihm ein Schüsselchen Milch mit einem Stücklein Brod und schickte es dann, trotz des stürmenden Novemberwetters, in den Wald hinunter. —

So kam für das arme Fränzele ein mühe- und qualvollerer Winter, als es je einen erlebt hatte. Vom Morgen bis zur sinkenden Nacht suchte es unter Eis und Schnee hervor dürre Reiser zusammen und durfte dann froh sein, wenn es ungescholten mit einem Stücklein Brod oder einigen Erdäpfeln nach seinem unheimlichen Lager gehen konnte. Das größte Leiden aber, das tiefer schmerzte als Hunger und Kälte, trug es in seinem Innern verborgen und konnte Niemandem darüber klagen, als Gott und seinem reinen Gewissen.

Der Winter ging seinem Ende zu. Eines Morgens, es war im Anfange März, herrschte im Hause des Distelbergers, als Fränzel hinüberkam, Furcht und Zammer. Es hieß, die Freischaaren seien mit Mord und Brand in's Luzernerland gefallen.

Im Jahr 1844 hatte die Regierung des Kantons Luzern sieben Jesuiten in die Stadt Luzern berufen und übergab ihnen die Aufsicht über die öffentliche Erziehung. Dieser Schritt erregte in der ohnehin stürmischen, politisch bewegten Zeit eine solche Erbitterung bei verschiedenen Nachbarkantonen, daß sich sofort Schaaren von Freiwilligen, „Freischaaren“ genannt, bildeten, die auf Luzern losmarschirten. Die Luzerner aber wehrten sich heftig, und diese Züge blieben, gleich den ihnen folgenden umfangreicheren, erfolglos, bis der Sonderbundskrieg 1847 die Sache zum Austrag brachte, und die Jesuiten aus der Schweiz verbannt wurden.

Der Distelberger war mit dem Knechte in der Nacht zum Landsturme gezogen, den die Luzerner aufgeboten hatten, um die feindlichen Haufen der Nachbarkantone vertreiben zu helfen. Fränzele, das arme, von aller Welt verlassene Fränzele, das mit seinem einsamen Unglücke mehr wie in einem dumpfen, brütenden Traum als wachend fortlebte, achtete auf diese Vorfälle wenig und ging mit sei-

nem Korbe den gewohnten Weg dem Walde zu. Noch nicht lange war es mit seiner Arbeit beschäftigt, als von allen Seiten die Thäler herab die Sturmglocken erklangen. Fränzele wußte nicht, was das zu bedeuten hatte, und dachte: „Ach, wenn sie nur mir zu Grabe läuteten.“ —

Als es tiefer in den Wald kam, stand dort, wo sich der Weg in's Aargau hinunter aus den Erlen herauswindet, eine Schaar Männer mit Flinten und Sensen bewaffnet; Fränzele erschrak und wollte wieder zurückgehen. — „Halt, Fränzele!“ rief eine rauhe Stimme, „ich muß dir etwas sagen.“ — Das Kind erkannte in dem Ruser den Knecht des Distelbergers. — „Geh' und trag deinen Korb nach Hause,“ sagte er; „dann stell' dich oben im Walde an den Feldweg, so bei deinem Ratteneste herum; wenn du dann fremde Leute siehst, so komm herunter und sage es mir. Hörst du?“ — Fränzele versprach's und ging, wohin ihm befohlen war.

Es hatte schon mehrere Stunden auf dem Posten gestanden, ohne etwas Besonderes zu bemerken, nur hie und da knallte aus dem obern Walde herab ein Schuß und manchmal ein lautes Hallohrufen, wie dieß bei der Jagd zu geschehen pflegt. Das arglose Kind sollte bald sehen, wer der Jäger und wer das gehetzte Wild war.

Ein feiner, kalter Regen, der wie ein trüber Trauerflor über Wald und Feld hing, nöthigte Fränzele in das Scheuerchen zu flüchten. Es verriegelte das halb angelose Thörchen und setzte sich auf einen Bündel Stroh, von wo aus es durch die weiten Ritzen der lose zusammengesügten Wand das Feld überschauen konnte. Bereits war es dunkler geworden, als plötzlich oben aus dem gegenüber liegenden Walde zwei Reiter hervorbrachen. Sie kamen in scharfem Trabe den Feldweg herab, der am Scheuerchen vorbei nach dem Thal in's Aargau hinabführt. Jetzt waren sie an ein Gebüsch gelangt, das sich etwas weiter in's Feld hinauszieht. Da knallten Schüsse, und als sich der Rauch verzogen, sah Fränzele, wie eines der Pferde, seines Reiters ledig, seitwärts über das Feld hinausgaloppirte. — „Jesus Maria,“ schrie Fränzele, „sie haben ihn erschossen!“ und mit klopfendem Herzen schaute es nach der Bewegung des andern Reiters. Er schien halten zu wollen, um seinem unglücklichen Kameraden beizustehen; aber im nämlichen Augenblicke knallte noch ein Schuß aus dem Gebüsch und Roß und Reiter stürzten zusammen.

Ein Schauer rieselte über das Herz des guten Kindes, unwillkürlich schloß es die Augen, um das Gräßliche nicht mit ansehen zu müssen. Als es sie

wieder aufschlug, sah es, wie der zuletzt gestürzte Reiter sich von dem verwundeten Pferde, das sich vergeblich aufzurichten versuchte, losmachte und nun in stürmischer Eile den Weg herab rannte. Droben waren mehrere Männer beschäftigt, dem fliehenden Pferde nachzusetzen, andere standen um den erschossenen Mann herum. Mit ängstlichem Blicke folgte Fränzele dem Flüchtling, der im nächsten Augenblicke ja doch drunten im Walde von der Schaar, bei der sich der Knecht befand, erschossen werden konnte. — „Joseph Maria!“ rief es, als der Jüng-

Kindes zu dem Entschlusse auf, Hülfe zu bringen. Hastig öffnete es das Thörchen, das rückwärts dem Walde zuging. Fast im nämlichen Augenblicke bog Herr Rudolf, bleich und athemlos, das schwarze, lockige Haar mit Blut besprenkt, um die Ecke dem Walde zu. — „Herr Rudolf,“ rief Fränzele mit gepreßter Stimme, „Herr Rudolf!“ Der Jüngling blieb stehen und starrte mit verwundertem Auge auf das Mädchen, das ängstlich auf das geöffnete Thörchen deutete. — „Um Gottes willen kommt schnell da herein, drunten im Walde sind Landstürmer.“ —



ling näher kam, „das ist des Fabrikherrn Rudolf.“ Eine unennbare Empfindung erfüllte die Brust des Mädchens; es war ihm, als ob eine triumphirende Stimme „Diebin, Diebin!“ rufe, eine dunkle, schadenfrohe Ahnung, als ob hier das an ihm begangene Unrecht gesühnt werden müsse. Aber schnell, wie ein kaum sichtbarer Blitz an dunkler Wolke, schwand dieß Gefühl. Der Gedanke, daß der junge Rudolf, den Fränzele ein einziges Mal in seinem Leben gesehen, als er letzten Herbst aus der Fremde heimgekommen, und der ihm so schön und herrlich erschienen war — der schreckliche Gedanke, daß er drunten im Walde einen blutigen Tod finden sollte, wie dort droben sein Kamerad, jagte alle Kräfte des

Der Flüchtige strich mit der Hand rasch über das Gesicht, als wollte er einen Zweifel von der Stirne wischen, und stürzte in das Scheuerchen.

Fränzele schob den Kiegel von außen zu und eilte rasch den Feldweg aufwärts. Von dort kamen einige von den Männern, die aus dem Gebüsch geschossen hatten. Eile mochte ihnen nicht besonders nöthig dünken, da sie dachten, der Flüchtling müsse dem Posten drunten am Waldwege in die Hände fallen. Fränzele wußte ihnen Füße zu machen. „Er ist dort durch die Erlen hinunter,“ rief es von Weitem mit der Hand links deutend; „er ist nicht den Weg hinab!“ — Und wie eine wilde Jagd ging die Verfolgung der ange deuteten Richtung nach dem Walde zu.

Als Fränzele nach einer Weile zu dem Flüchtling zurückkam, saß dieser auf einem Strohbunde, eine Pistole in der Hand. „Hast du mich verrathen und Leute geholt?“ fragte er emporfahrend. Ein Lächeln, wohl das erste seit langer Zeit, glitt über das Gesicht des Kindes, und treuherzig sagte es: „Nein, gewiß nicht, Herr Rudolf, ich habe die Leute nur fortgeschickt; aber hier dürft Ihr nicht bleiben, Ihr müßt da hinauf.“ Mit diesen Worten legte es eine kleine Leiter an den Heustock und bedeutete seinem Gaste hinaufzusteigen. — „Aber, sage mir, Kind,“ fragte Rudolf, auf der Leiter stehend, „woher kennst du mich denn?“ — „Ach,“ antwortete Fränzele, und eine heimliche Thräne trat in sein großes, blaues Auge, „ich habe Euch einmal bei Eurer guten Mutter gesehen, als ich noch in die Fabrik gehen durfte; aber steigt jetzt hinauf, man könnte uns hören.“

Als der Flüchtling sich auf dem Heustocke verborgen, versteckte Fränzele die Leiter hinter dem Strohbindel und ging, die Thüre verriegelnd, wieder fort.

Der junge Freischärler hatte nun Muße über seine Lage nachzudenken. Zwischen den gewaltigen Stößen des nächtlichen Märzwindes, die das morsche Hüttchen bis auf den Grund wanken machten, hörte er hie und da Schüsse knallen, von denen jeder dem Herzen eines Unglücksgenossen gelten konnte. Manchmal ertönte aus dem nahen Walde ein Halloh, als ob Jäger ihre spürenden Hunde zusammenriefen. — „Ach,“ seufzte der Jüngling, „der Heimat so nahe, und sie vielleicht doch nie wiedersehen! Warum hab' ich den Warnungen meiner Eltern nicht gefolgt! welcher Jammer wird über ihre alten Tage kommen!“ — Diese Betrachtungen waren nur freilich zu spät. Rudolf hatte sich, von Zorn und jugendlichem Muth getrieben, wohl auch aus Mitleiden mit den Flüchtlingen aus dem Luzernerlande, die sich damals an den Grenzen zusammenschaarten, gegen den Willen seiner Eltern dem Zuge angeschlossen, ohne an einen so blutigen Ausgang zu denken. Für diesen Ungehorsam und seine unüberlegte Raschheit war er hart bestraft durch den Tod geliebter Freunde, die vor seinen Augen gefallen, und durch die eigene Gefahr, die wie ein zweischneidiges Schwert über seinem Haupte hing. Kaum hatten sich die erschöpften Glieder ein wenig erholt, so begann ihn der Hunger und die viel schrecklichere Qual eines brennenden Durstes zu peinigen, vergeblich rang er nach Schlaf, um seine Leiden wenigstens auf Stunden vergessen zu können; nur oft unterbrochener, fieberhafter Schlummer beschlich den Kummervollen und quälte ihn mit phantastischen Schreckbildern.

Es mochte gegen Mitternacht sein, als Rudolf durch laute Männerstimmen aufgeschreckt wurde. Durch eine Ritze sah er eine Schaar Bewaffneter, von denen mehrere kleine Laternen trugen, sie kamen den Wald herauf gegen das Scheuerchen heran. — „So bin ich doch verrathen, ich leichtgläubiger Thor,“ murmelte der Flüchtling, „und muß mich hier wie ein Wild in der Falle fangen lassen.“ Deutlich erkannte er bei den Männern Fränzele, seine heuchlerische Retterin. —

„Hast du aber auch recht gesehen?“ fragte drunten eine Männerstimme.

„Es ist der junge Fabrikherr Rudolf,“ antwortete Fränzele; „ich kenne ihn so gut als dich selbst, Stephan.“

„Gut denn“ — erwiderte der Mann, welcher der Anführer der Truppen zu sein schien, „geh' du, Christen, hinunter und sage den Anderen, sie sollen dem Walde nach dem Rehhag zu, wir wollen oben hinaus, der Vogel wird uns nicht entwischen.“

Rudolf athmete wieder freier auf, als er den Haufen sich entfernen sah, obgleich er sich den Vorfall nicht erklären konnte. Fränzele öffnete nach einer Weile das Thörchen, und nachdem es wieder sorgfältig verriegelt, rief es leise: „Herr Rudolf, schläfst Ihr?“ — „Nein,“ antwortete dieser, „aber was wollten die Männer?“ — „Kommt nur herunter, es ist Zeit,“ erwiderte Fränzele, und die kleine Leiter anlegend, ermahnte es den Jüngling doch vorsichtig zu sein, damit er in der Finsterniß nicht herunterfalle. — „Aber sag' mir um Gottes Willen, warum hast du den Männern meinen Namen genannt?“ wiederholte Rudolf, als er unten war; — „willst du mich wirklich hintergehen?“

„Seht,“ erzählte Fränzele mit leiser Stimme, „ich dachte, Ihr müßtet die ganze Nacht und morgen auch noch hier bleiben wegen der Leute im Walde drunten, und so würdet Ihr recht hungrig sein; drum wollte ich hinüber in den Rehhag und Euch Brod kaufen — ich hatte noch einen Baken, den mir Euer Vater einmal gegeben; da begegnete mir aber unterwegs unser Knecht mit noch vielen Andern und fragte mich, wohin ich wolle und ob ich nichts von Euch gesehen habe.“

„Und du sagtest, du wüßtest, wo ich sei?“

„Ja, ich sagte, ich hätte Euch vorher da am Rehhag herum gesehen in der Dunkelheit, und wenn Ihr nicht hier den Wald herabgekommen, so würdet Ihr wohl etwa am Rehhag drüben Euch verstecken wollen. Jetzt sind alle dort hinüber und Ihr könnt den Wald hinunterkommen. Ich will Euch den Weg zeigen.“

Der Jüngling tappte in der Finsterniß nach dem muthigen Kinde, und es an seine Brust ziehend, küßte er Fränzele inniger, als er je im Leben seine liebe Mutter geküßt hatte.

Leise und vorsichtig ging es nun abwärts, den steilen, schmalen Waldweg, den Fränzele sicher, wie am Tage, ging. Die Nacht war finster und der Himmel mit schweren Wolken verhüllt, als ob seine leuchtenden Sternenaugen das unheimliche Treiben der Menschen nicht mit ansehen sollten. Nach einer Stunde stand Rudolf, der seiner schweigenden Führerin willig gefolgt war, vor seinem heimatlichen Dorfe, in dem noch allerwärts die Lichter brannten und Schrecken und Angst jedes Auge wach erhielten.

Fränzele blieb plötzlich stehen und sagte schüchtern aber rasch: „Herr Rudolf, ich habe eine Bitte an Euch. Sagt Euerm Vater, Fränzele sei ein armes, unglückliches Kind, aber das Geld habe es doch nicht gestohlen, wie er gemeint hat. Die heiligen Engel wissen, daß ich die Wahrheit rede.“ — Mit diesen Worten ließ Fränzele die Hand des Jünglings, die es bis dahin festgehalten, fahren, und war in der Finsterniß verschwunden. —

Man kann sich die Freude und Seligkeit der Eltern Rudolfs denken, als der einzige, nach den erhaltenen Nachrichten schon verloren geglaubte Sohn so plötzlich und glücklich wieder in ihren Armen lag. Selbst der ernste Vater, der die Angst und den Schmerz ruhig beherrscht hatte, schämte sich der Freudenthränen nicht, die über seine Wangen rannen. Als aber der Sohn unter Fragen und Ausrufen der Zuhörer die Geschichte seiner Flucht erzählte und zuletzt der für ihn räthselhaft klingenden Worte seiner muthigen Retterin erwähnte, da legte sich ein trüber Ernst über das Gesicht des Fabrikherrn. Mit feierlicher Stimme sprach er: „Ich danke dir, Gott, für die kräftige Mahnung, mit der du mich an ein Vergehen erinnerst, das nicht einmal mein Gewissen mehr beschwerte. Das Geld, das ich von dem armen Kinde entwendet glaubte, hat sich längst wieder vorgefunden, aber über wichtigeren Dingen, wie ich meinte, vergaß ich, den guten

Namen der schuldblosen Waise wieder herzustellen und mein Unrecht gut zu machen. Wohl uns, daß ein allsehendes Auge wacht, wo des Menschen Auge mit Blindheit geschlagen ist.“ —

\* \* \*

Es sind nun seit diesen Vorfällen beinahe sieben Jahre vergangen. In dem Hause des reichen Fabrikherrn waltet und schaltet mit freundlicher, wohlthuernder Thätigkeit ein Mädchen, gleich einer Tochter, in deren Nähe die Klage selbst des bittersten Unglückes verstummen muß; aber schwerlich würde jemand in der anmuthig erblühten Jungfrau das arme, bleiche Fränzele vom Distelberge wieder erkennen, wenn sie nicht selbst sich und Andere oft genug an die traurigen Tage ihrer Kindheit erinnerte. —

Sobald der Verkehr an den Grenzen nach dem Freischaarenzuge wieder hergestellt war, hat der Fabrikherr in eigener Person Fränzele aus seinem Scheuerchen abgeholt und dann für die Retterin seines Sohnes gethan, was er für sein eigenes Kind gethan haben würde. Und dieß hat er noch nie bereut.

Vater und Sohn behaupten oft, ein treueres Herz und eine reinere Seele als Fränzele, sei landauf und ab nicht zu finden, zwischen den Alpen bis nach Basel hinunter. —

Herr Rudolf liebt seine Lebensretterin wie eine Schwester. Er weilt schon einige Jahre in Italien. Im Fabrikhause munkelt man, wenn er im Frühjahr zurückkehre, solle eine fröhliche Hochzeit ausgerüstet werden.

Der alte Fabrikherr aber hat seitdem nie mehr vergessen es wieder gut zu machen, wenn er einem Armen Unrecht gethan, noch mehr aber sich gehütet, ein solches Unrecht so leicht hin zu begehen. Möchte jeder Reiche ihm nachahmen, und jeder Arme in der lockenden Verführung ein so reines Gewissen und in der bitteren Noth und Kränkung ein so aufopferndes Herz bewahren, wie dieß Fränzele gethan hat.

### Beschauliches von Julius Lohmeyer.

Des Edlen Leben sei dem Sommertage gleich:  
Der Morgen hoffnungsfriß, der Mittag thatenreich,  
Der Abend ruhefroh, von mildem Glanz umlacht,  
Ein tiefes, stilles Schauern in Gottes Sternennacht.

Strene nur getrost die Saat!  
Auch in Frost und Winterschauern  
Wird sie wachsen, wird sie dauern,  
Bis der Welt der Frühling naht.



## Das Lied vom Kaisersohn und vom getreuen Grafen.

(Herzog Ernst von Schwaben und Werner von Kyburg.)

Von Felix Dahn.

Original-Zeichnung von Woldemar Friedrich.

**M**ein Vater liegt im kühlen Grab,  
Meine Mutter thät ihn verschmerzen,  
Die einem neuen Gatten gab  
Mein Land mit ihrem Herzen.  
Nun ist mein Richter — ihr Gemahl:  
Der Waisen Hort auf Erden,  
Der Kaiser selbst mein Erbe stahl  
Und nie kann Recht mir werden.

Geächtet bin ich und verbannt,  
Gehezt mit Horn und Hunden,  
Ein Bettler irr' ich durch das Land,  
Der Herzog der Burgunden!  
Nicht Vater, Mutter, Weib und Kind  
Darf ich mein eigen nennen;  
Die Wölfe sind mein Hofgesind,  
Die in den Wäldern rennen.

Nur dich, mein Freund, dich hab' ich noch,  
Mein Werner, du Getreuer,  
Mir mehr als Reich und Scepter doch,  
Als Erd' und Himmel theuer.  
Drei Kronen ob der Kaiser hält  
Und Perlen und Juwelen,  
Mein ist der reichste Schatz der Welt —  
Denn mein ist deine Seele.

Die Menschen lassen uns keine Wahl,  
Sie haben uns ausgetrieben;  
Wir wollen sie hassen allzumal,  
Uns beide wolln wir lieben." —  
Der Herzog sang's auf dem Falkenstein,  
Der schuttzerfallenen Feste,  
Herr Werner kredenzt' ihm Brod und Wein,  
Die Eulen waren die Gäste.

Dann deckt' er ihn mit dem Mantel zu,  
Dem einz'gen, den sie hatten:  
Der Kaisersohn schlief ein in Ruh'  
Auf armen Binsenmatten.  
Herr Werner zog den scharfen Stahl,  
Hielt Wacht am Thor von ferne,  
Und hell, mit ihrem schönsten Strahl,  
Liebkosten ihn die Sterne. —

So lebten sie, vom Sturm umsetzt,  
Ein Leben weltverschollen,  
Wie oft im Wald ein Rede pflegt,  
Dem Recht und Richter grollen.  
Und jagt der Eine Wild und Fisch —  
Der Andre schirmt die Beste;  
Der reiche Schwarzwald deckt den Tisch  
Dem Kaisersohn auf's beste.

Und wer zurück vom Jagen kam,  
Der sollte spähn bedächt'ig,  
Und schnell, wenn er Gefahr vernahm,  
In's Hifthorn stoßen mächtig,  
Auf daß durch einen dunkeln Gang  
Tief unter der Donau Bette  
Der andre Freund sich waldentlang  
Hinaus in's Freie rette.

Lang ungefährdet lebten sie  
Im dichten Tannegehege,  
Und nur der blaue Hähner schrie  
Verscheucht auf ihrem Wege. — —  
Doch einst kam Werner von der Pirsch  
Im ersten Abenddunkeln,  
Am Rücken trug er den jungen Hirsch —  
Da sah er Helme funkeln.

Und sechzig Reiter eisensest  
Sieht er des Weges traben, —  
Ihr Banner fliegt gekaufcht im West, —  
Die Grafensahn' von Schwaben.  
Er stutzt — da sprengt Graf Mangold schnell  
Zu ihm mit blankem Schwerte:  
„Du bist des Todes, Waidgesell,  
Berräthst du unsre Fährte.

Auf, nehmt ihn in die Mitte fest —  
Er stirbt, will er sich rühren,  
Und vorwärts auf das Felsenest,  
Die Marder aufzuspüren.“  
Und weiter leise trabt der Zug, —  
Herr Werner späht mit Sehnen, —  
Da sieht er an dem Mauerbug  
Den jungen Herzog lehnen.

Und nach dem Horn greift er in Hast  
Und stößt darein mit Schallen:  
„Flieh, Herzog Ernst, flieh ohne Hast!“  
Laut ruft er's noch im Fallen:  
Und Herzog Ernst vernahm den Ruf,  
Und wandte sich erschrocken,  
Und sah zerstampft von Rosses Huf  
Herrn Werners braune Locken.

Der Kaiser grollt nur ihm allein,  
Der ihm dein Herz genommen,  
Du aber sollst begnadet sein,  
Herr Herzog, und willkommen.

Lothringen sollst du und Burgund  
Und des Vaters Erbe haben:  
Ich bürg' es dir mit Hand und Mund,  
Ich, Mangold, Graf von Schwaben.“



Und sah den Führer ziehn den Stahl  
Roth aus Herrn Werners Herzen:  
Er sah's und schrie und sprang zu Thal  
Und schwang sein Schwert in Schmerzen,  
Vorüber am geheimen Weg,  
Herab den Fels, den Hügel,  
Hoch über Graben, Wall und Steg, —  
Es war, als hätt' er Flügel.

Und „Werner!“ — schreit er jetzt am Ziel;  
Da sprach der Graf behende:  
„Ist das Herr Werner, der da fiel?  
Da ist mein Amt zu Ende.

„Da Fluch dir und dem Kaiser Fluch!  
Geht mir Herrn Werner wieder!“  
Und scharf durch Schild und Brünne schlug  
Sein Schwert den Grafen nieder.

Und schlug den Bannerwart danach  
Und schlug noch drei der Knechte,  
Bis klirrend ihm die Klinge brach  
Und riß das Brustgeschlechte.  
Da traf ein Speer — die Knechte stohn  
Und ließen die Freunde schlafen: — —  
Das ist das Lied vom Kaisersohn  
Und vom getreuen Grafen.



Von

**Werner Sahn.**

Mit Original-Zeichnungen von Woldemar Friedrich.

„Wo dir, o Mensch! Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blicke dir zuerst seine Allmacht offenbarten, und seine Sturmwinde dir mit heiligem Schrecken durch die Seele brauseten: da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

„Wo das große Menschenauge sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schooße trug, und dein Vater dir die Lehren der Weisheit in's Herz grub: da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

„Und seien es kahle Felsen und öde Inseln, und wohne Armuth und Mühe dort mit dir: du mußt

das Land ewig lieb haben, denn du bist ein Mensch, und sollst es nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen.

„Auch ist die Freiheit kein leerer Traum und kein wüster Wahn, sondern in ihr lebt dein Muth und dein Stolz und die Gewißheit, daß du vom Himmel stammst.

„Da ist die Freiheit, wo du in den Sitten und Weisen und Gesetzen deiner Väter leben darfst, wo keine fremden Unterdrücker über dich gebieten, und keine fremden Treiber dich treiben, wie man Vieh mit dem Stecken treibt.

„Dieses Vaterland und diese Freiheit sind ein

Schatz, der eine unentbehrliche Liebe und Treue in sich verschließt, das edelste Gut, was, außer der Religion, in der noch eine höhere Freiheit ist, ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen vermag."

Das sind die Worte eines echt deutschen Mannes, die Ernst Moritz Arndt von glühendster Vaterlandsliebe befeelt, in den traurigen Zeiten zu Anfang unsers Jahrhunderts, seinen Mitmenschen, den Deutschen, zurief. Es sollten diese Worte für uns alle die Mahnung sein: habe dein Vaterland, habe deine Freiheit lieb, werde nicht ein französischer Knecht, huldige nicht dem furchtbaren Unterdrücker, und diene nicht den Fremden zum Spott und den Eingeborenen zum Aergerniß. Sei ein Deutscher und denke an deine Vorfahren, die für Freiheit und Ehre, für Gott, ihr Recht und ihr Land gestritten haben.

Es war eine schreckliche Zeit für das deutsche Vaterland, der Anfang unsers Jahrhunderts. Napoleon, der Mann, der mit dem Degen in der Faust durch das Blut und Elend von Hunderttausenden sich zum ersten Consul, ja zum Beherrscher, zum Kaiser von Frankreich gemacht hatte, fühlte sich berufen, mit Willkür über das Wohl und Wehe von Fürsten und Völkern zu bestimmen und Krieg zu führen gegen Alle, welche nicht unter seinem Scepter standen. Sein Wille sollte das Gesetz für die ganze Welt sein. In Italien und Aegypten gegen die Engländer hatte er sich bereits Vorbeeren geholt, da wendete er sich gegen Deutschland, welches sein größter Gegner zu sein schien. Gegen diesen richtete er all seine Klugheit. Er kannte die Wahrheit des berühmten Spruchs des Feldherrn Caesar: *divide et vinco* (theile und siege), und diesen befolgend, suchte er das an sich schon zersplitterte und uneinige Deutschland ganz in Parteien zu trennen. Es gelang ihm. Bayern, Baden und Württemberg wußte er zu seiner Bundesgenossenschaft zu zwingen und Preußen in Unthätigkeit zu halten. Jetzt wendete er sich mit aller Kraft gegen Oesterreich. Im Jahre 1805 kam es zur verhängnißvollen Schlacht bei Austerlitz. Die Oesterreicher wurden völlig geschlagen, ihre Heere vernichtet. Jedoch damit nicht genug, gründete Napoleon, zur Vollendung der Schmach unsers Vaterlandes, den sogenannten „Rheinbund“. Sechzehn deutsche Fürsten sagten sich vom Kaiser und Reich los und erkannten Napoleon als ihren Beschützer an. Sechzehn deutsche Fürsten vergaßen, daß sie wie Fürsten und Männer das Unvermeidliche dulden, aber nie das Undeutsche thun, sondern es hassen und strafen mußten. Sie gaben sich unter den Schutz des fremden Unterdrückers, der ihr Land verwüstete und in ein Kriegslager umwandelte. Sie waren Deutsche

und wurden französische Knechte. 63,000 Mann mußten sie dem Kaiser von Frankreich stellen, welche in allen Kämpfen dem Corsen zu dienen verpflichtet waren, 63,000 Deutsche mußten gegen ihre eigenen deutschen Brüder kämpfen. Jetzt war natürlich ein deutsches Reich nicht mehr vorhanden. Der deutsche Kaiser Franz der Zweite legte seine Krone nieder. Nun wandte sich Napoleon gegen das bisher neutrale Preußen und zwang es zum Kriege. Bei Saalfeld, Jena und Auerstädt wurde es geschlagen, die zweifelhafteste Schlacht bei Eylau konnte keinen Vortheil für das unglückliche Land bringen, wenige Monate danach wurde von Napoleon der glänzende Sieg bei Friedland errungen. Preußen mußte den schmachvollen Frieden zu Tilsit eingehen. Nun war ganz Deutschland, das Land, welches einst Arminius von der Knechtschaft des römischen Kaisers gerettet hatte, untergegangen. Es war besiegt, sein Scepter gebrochen, sein Schwert verhüllt oder mit dem Blute seiner eigenen Brüder geröthet, der deutsche Adler senkte tief seiner Fittige Pracht. Die deutsche Freiheit war vernichtet, die freien Deutschen waren Sklaven eines fremden Landes geworden.

Jedoch zu damaliger Zeit schwerer Erniedrigung standen Männer auf, welche die Kraft in sich fühlten, ihren Mitmenschen einen schrecklich warnenden Mahnruf zukommen zu lassen, sie daran zu erinnern, daß sie Menschen sind, daß sie ein Vaterland haben, daß sie stolz sein müssen auf den damals verhassten und verhöhnten Namen „deutsch“. Deutsche Treue, deutsches Vaterland, deutsche Freiheit wieder aufzurichten, das stellten sich die Retter des Vaterlandes zur Aufgabe. Ein solcher und einer der bedeutendsten dieser Ehrenmänner war Ernst Moritz Arndt. „Ich sehe dich,“ sagte er einst in einem bewegten Augenblicke, „arme Menge, mit den hunderttausend Augen, die nicht sehen, mit den hunderttausend Ohren, die nicht hören, mit den tausendmaltausend Armen, welche umhertasten, viel ergreifen und nichts festhalten. Ich sehe dein Unglück und das Unglück deiner Kinder. Ich muß reden, ich muß mit einem Worte der Strafe und Warnung drein rufen.“

Das Leben dieses Mannes wollen wir uns näher vorführen.

#### I. Ein Adler, der aufsteigt.

Es war um's Jahr 1700, vielleicht ein paar Jahre vorher, als auf der Insel Rügen ein schwedischer Soldat, der bei der Armee zum Unterofficier befördert und dann vom Dienst losgelassen war, in ein Bauernwesen hineinheirathete, das zum Eigenthum der Herrschaft Putbus gehörte.

Rügen, ferner ein weitgestreckter Landstrich auf dem gegenüberliegenden Ostseestrande, Stralsund und die Gegend umher, waren damals, wie jetzt, Gebiete des deutschen Reichs, standen aber unter der unmittelbaren Hoheit der Könige von Schweden. In Folge der Betheiligung Schwedens an den Kämpfen des dreißigjährigen Krieges war es geschehn, daß die Könige dieses Landes, als Herren von Rügen und schwedisch Pommern, deutsche Reichsfürsten waren.

Die Einrichtungen der Leibeigenschaft bestanden damals, wie in ganz Deutschland, so auch in Rügen und schwedisch Pommern unangefochten. Und jener Unterofficier, der in ein Bauernwesen hineinrathete, das zum Eigenthum der Herrschaft Putbus gehörte, begab sich auf diese Weise in vollständige Abhängigkeit von dem Inhaber dieser Herrschaft. Er war zum Dienst und zur Arbeit verpflichtet, wie ihn sein Herr verwenden wollte. Der Kinder solcher Familien bemächtigte sich der Herr gleichfalls, sobald er es für gut fand. Einen andern Aufenthalt, einen andern Herrn zu wählen, war ihnen nicht gestattet. Brach unter den Personen der Leibeigenschaft eine Streitigkeit aus, oder kam irgend eine Sache auf, die sonst von vereideten und verantwortlichen Richtern entschieden wird, so lag das Rechtssprechen lediglich bei dem Herrn des Landes und der Leute. Dieser konnte nach seinem Zorn mit Fesseln und Tod strafen, oder nach seiner Milde mit Leben und Freiheit begnadigen.

Der Unterofficier, von dem wir reden, hieß Arndt.

„Arndt“ ist ein altes germanisches Wort, dessen Stammform „Abler“ (Aar) bedeutet. Aus dem Stamm, den der frühere Unterofficier zu gründen in Begriff war, sollte allerdings ein Geist mit dem Fluge und der Kraft eines Adlers sich erheben. —

Mehrere Söhne wurden dem Leibeigenen des Grafen Putbus geboren und unter ihnen einer, der sich frühzeitig bei der Schäferei anstellig zeigte. Da Fleiß und Gehorsam ihm den Beifall seines Herrn erwarben, ließ ihn dieser bald aus der Stellung bei einer kleinen Hütung zu einem Schäfer, der über zwei große Heerden gestellt war, emporsteigen. Er wurde Schäfer zu Putbus und Darßband.

Es hingen mit dieser Stellung manche Begünstigungen zusammen. Von dem Ertrag der Heerden fiel ein kleiner Theil auf den Schäfer. So kam es, daß er leidlich wohlhabend wurde. Und da sein Herr ihm in jeder Hinsicht zugethan war, sah er sich im Stande, auf die Erziehung seiner Kinder mehr zu verwenden, als sonst unter diesen Verhältnissen Gewohnheit ist. Er hatte viele Kinder. Doch

ließ er sie alle die Schule besuchen und sorgte mit Aufmerksamkeit, daß sie das Nöthige tüchtig lernten.

Einer der jüngsten Söhne, im Jahre 1740 geboren, mit seinem Vornamen Ludwig Nikolaus, war ein junger Mensch von 14 oder 15 Jahren, als der damalige Besitzer der Herrschaft, der Graf Malte zu Putbus, auf ihn seiner schönen Handschrift und seines guten Rechnens wegen aufmerksam wurde. Der Graf fragte ihn, was er sonst noch verstünde; Und da Ludwig Nikolaus sich eines geschickten Umgangs mit dem Schießgewehr rühmen konnte, übergab ihm der Graf ein Waldbrevier zur Ueberwachung. Man nannte die Personen dieses Dienstes in jener Gegend „Haidereiter“.

Aber Ludwig Nikolaus blieb nicht lange in diesem Walddienst. Unter den Untergebenen der vornehmen, land- und wald-besitzenden Herren kommt ja Niemand so vielfach in persönliche Berührung mit dem herrschaftlichen Hause, wie die beim Jagdwesen Angestellten. So geschah es, daß der Graf zu Putbus sehr bald die mannigfachen Geschicklichkeiten des jungen Mannes kennen lernte und ihn, weil er auch körperlich einen angenehmen Eindruck machte, in seine nächste Umgebung nahm. Ludwig Nikolaus wurde der Leibjäger des Grafen.

Das war ein großes Glück für den jungen Mann. Denn der Graf hatte eine hohe Stellung, er war Erblandmarschall des Fürstenthums Rügen und Präsident der schwedischen Regierung zu Stralsund. Er befand sich viel auf Reisen, besonders nach Schweden, nach Stockholm hin und verkehrte hier ununterbrochen mit den vornehmsten Personen.

Alle die Geschäftigkeit des Lebens, die für den Leibjäger damit zusammenhängt, erhöhte sich noch zur Zeit des siebenjährigen Krieges (1756—63). Da war der Graf als General-Intendant des schwedischen Heeres, das gegen Preußen im Felde stand, angestellt. Für seine Kanzlei konnte der Graf keinen schnelleren und reinlicheren Schreiber, für seine Einnahmen und Ausgaben keinen behenderen und zuverlässigeren Rechner, für viele schwierige Dienste, für Geldtransporte hin und her, oft weit in's Land, nach Hamburg, an den Rhein, keinen treueren und stärkeren Mann finden als den leibeigenen Schäfersohn. So machte Ludwig Nikolaus eine heilsame Schule des Lebens durch. Er gewann die Manieren eines gewandten, die Kenntnisse eines gebildeten und die Lebensgrundsätze eines freien Mannes.

Gleich nach Beendigung des 7jährigen Krieges kaufte der Graf Malte zu Putbus die großen Schoritzer Güter auf der Insel Rügen, ländliche Besitzungen von weitem Umfang, aus dem Hauptort

Schorik und etwa 10 kleineren Ansiedlungen bestehend. Es war ein Kauf, den der Graf sogleich mit Gedanken an seinen Leibeigenen Ludwig Nikolaus Arndt unternommen hatte. Er glaubte in ihm einen rechtschaffenen und fähigen Mann für die oberste Verwaltung zu besitzen.

Ludwig Nikolaus Arndt kam auf diese Weise in eine ihm sehr zusagende Lage des Lebens, ferner in eine Lage, wo es ihm wünschenswerth wurde, eine rüstige, mitwirthschaftende Frau sich zur Seite zu sehen. Er erhielt auf sein Ansuchen die Genehmigung, sich mit der Tochter eines kleinen Ackerbesizers in dem nahen Kirchdorf Lanten, mit Friederike Wilhelmine Schumacher, zu verheirathen. Im Jahre 1768 wurde ihm in dieser Ehe ein erster Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Karl empfing; darauf im Jahre 1769, und zwar am zweiten Weihnachtsfeiertag, ein zweiter Sohn, dem die Namen Ernst Moritz gegeben wurden.

Dieser Ernst Moritz Arndt ist der Adler, von dem ich vorhin gesprochen habe. Es währte nicht lange, nachdem zuerst im Neste Vater und Mutter für ihn gesorgt hatten, daß sein Wuchs kräftig, seine Flügel stark und geschickt wurden. Bald ging sein Flug hoch und weit, hoch über Bergesklüfte und Felsspitzen, weit über wogende Länder und Meere. In vielen Gegenden der Erde gewahrten die Menschen den kühnen Sohn der Lüfte. Und das eigne Volk, das Volk Deutschlands, wurde von seinem Schwunge wie mitgehoben, voll der Lust, ihm nachzustreben. Eine kühne, herrliche, viel bewegte, aber kurze Laufbahn wurde sein Loos. Nicht, daß der Tod ihn ereilte! Im Gegentheil, er erreichte sein 91stes Lebensjahr. Aber Widerwärtigkeiten des Lebens trafen ihn hart und forderten Geduld und Ergebung. Auf eine Veranlassung kleinlicher und trauriger Art wurden dem Adler die Flügel geknickt. Ihm aber blieben Geist und Tugend ungebrochen; die Liebe des Volkes zu ihm mehrte sich und sein Ruhm in der Geschichte steht tabellos da.

## II. In Schorik und Dumsewik.

Der Graf zu Putbus hatte in dem Vertrauen auf seinen früheren Leibjäger sich nicht getäuscht. Dieser nahm alle Obliegenheiten des Oberverwalters mit Gewissenhaftigkeit wahr, schaffte seinem Herrn genügende Erträge und erhielt die Güter in gutem Stand. Um seine Stellung den Unterbeamten gegenüber zu befestigen, auch um den treuen Diener zu lohnen und zu ehren, entschloß sich der Graf, bald nachdem er ihm die Stellung zu Schorik übergeben hatte, ihm das höchste Zeichen seiner Wohlgenetheit

zuzuwenden, — den Stand der Leibeigenschaft von ihm zu nehmen. Er sprach ihn vor den Gerichten des Landes von der Unterthänigkeit frei. Der Graf zu Putbus wußte wohl, daß sein Oberverwalter von dem Rechte, das ihm hiemit gegeben war, nicht ohne Genehmigung Gebrauch machen würde, von dem Rechte, sich aus dem Dienst des Grafen zu entfernen. Es war nichts desto weniger eine große Wohlthat, die ihm erwiesen wurde. Abgesehen von den Vorstellungen, welche die Welt damit verbindet, ob Jemand ein Leibeigener oder ein freier Mann ist, ging ja das Geschenk weiter — auf die Kinder. Diesen gab es von der Wiege an und mit jedem Schritt im Leben mehr und mehr eine andre Stellung, ein andres Denken, Streben und Sichgewöhnen.

Das Haus, in dem die Wiege des Kindes stand, — Moritz war sein Rufname, — hatte ein ritterliches, reiches und prächtiges Aussehen. Es war das Schloß, das einer der früheren Besitzer mit großem Aufwand erbaut hatte. Weite Parkanlagen, die bis zu dem Walde der Umgegend reichten, lagen dahinter. Nicht viel Schritte, und man befand sich an einer reizenden Bucht des Meeres. Birken und Eichen in voller Pracht, zu kleineren Schattenplätzen und größeren Waldungen verbunden, ertönten vom Gezwitzcher und Geträchze der Ader- und Seevögel.

Sechs Jahre seines Lebens verträumte Moritz in dieser Umgebung. Da trat im äußeren Leben der Familie eine große Aenderung ein. Der Graf zu Putbus vereinfachte die Verwaltung der Schoriker Besitzungen, indem er die einzelnen dazu gehörigen Güter an selbständige Pächter gab. Moritz' Vater empfing bei diesem Wechsel der Dinge die Pacht zweier kleinen Güter Dumsewik und Ubeckel.

Daß er nicht in Schorik bleiben oder eine andere größere Pacht übernehmen konnte, lag an der Beschränktheit seiner Mittel. Um den Bestand an Vieh, an Wagen und Ackergeräth, der sich auf dem Gute fand, zu bezahlen, ferner zum selbständigen Beginn der Wirthschaft brauchte er Geld. Und der bisherige, sehr knapp bezahlte „Inspector“ mußte nach den geringen Summen, die ihm von Freunden und Verwandten seiner Frau vorgeschossen werden konnten, sich mit etwas Kleinem begnügen.

Das Wohnhaus des Pächters stand in Dumsewik. Das war ein wie wild aufgeschossenes Gehöft. Eine Scheune stand hier, eine andere da. Kein Plan, keine Schönheit war erkennbar. Das Wohnhaus war vor nicht langer Zeit erbaut und in gutem Stande, aber sehr klein, klein namentlich für die unterdessen stärker gewordene Familie. „Wir

waren zu einem Viergespann von Buben herangewachsen," so beschreibt Arndt selbst Zahl und Art des kleinen Lebens im elterlichen Hause.

Moritz ging hier den Jahren entgegen, die in seiner Erinnerung sich als die glücklichsten und heitersten festgesetzt haben. Das Glück beruhte in der Freiheit des Verkehrs mit der Natur, in der Liebe und Sinnigkeit seiner Mutter und in der kräftigen Zucht, die sein Vater an ihm übte.

Ueber die Wiesen und Hügel, neben die Teiche und Gräben, durch die Gärten und Büsche, wie liefen die Kinder umher! Wie behende waren sie dabei, dem Vater oder dem Jäger zu folgen, wenn diese, die Flinte unter dem Arme, mit den Hunden hinausjagen! Wie nahe lagen die Nachbargüter Schoritz, Silmnitz, wo befreundete Pächterfamilien wohnten! In Silmnitz namentlich wohnte Onkel Moritz, derjenige von den Brüdern seiner Mutter, nach dem unser Moritz den Namen empfangen hatte. Mit den Kindern dieses Hauses wurde gute Kamradtschaft gehalten. Wie erfinderisch und geschickt waren die Landjöhne in allen Aufgaben, welche die Natur ihnen stellte, die Bäume, die sie erklettern wollten, die Vögel, die sie gern fingen, die Pferde, die sie zum Ritt besteigen durften.

Moritz wurde 7 Jahre alt und älter. Und noch — keine Schule? Ja, damit war es lange Zeit schwierig bestellt. Im Dorfe selbst war keine Schule. Und einen Hauslehrer zu halten, dazu reichten die Einnahmen des Pächters nicht hin.

Mutter und Vater waren unter diesen Umständen Jahre lang die Lehrer der Kinder, die Mutter in Lesen, Religion und Gedankenübungen, der Vater im Schönschreiben und Rechnen.

Allerdings in untadelhafter Regelmäßigkeit konnte der Unterricht nicht gegeben werden. Namentlich im Frühjahr und Sommer mußte es nach den unabweislichen Einrichtungen des Landlebens in einem Hause, das auf Sparsamkeit angewiesen war, geschehen, daß das, was man „Unterricht“ nennen kann, fast ganz ausfiel. Vater und Mutter hatten von Morgen bis Abend in Feld und Garten, in Haus, Keller und Speicher angestrengt zu thun. Ja, die Arbeit war oft wochenlang so groß, daß Knechte und Leute, die auf den Gütern waren, nicht hinreichten, um Alles rechtzeitig zu vollbringen, um die Saat in die schöpfungsfreudige Erde, die Frucht in die schutzsicheren Scheunen zu bergen. Dann wurden sogar die Söhne gefragt: „was könnt und was vermögt ihr?“

Und Karl, der ältere, wurde in den Hofgarten gegeben, wo die Stuten mit den Füllen und die

zwei-, dreijährigen, noch nicht zugfähigen Thiere weideten.

Und Moritz zog des Morgens mit der Kuhherde aus. Die Magd, die Mittags melken kam, brachte ihm in einem Paar Töpfchen etwas zu essen; und Abends, wenn die Kühe in den Stall getrieben waren, dann freilich — wartete seiner der Liebeslohn für die Arbeit, dann kam ihm Tante Sophie mit einem Körbchen Kirichen oder was es sonst gerade gab, entgegen, oder er selbst kletterte auf einen Baum, der vom besten Obst strotzte, und ruhte sich auf einem Sitz zwischen den Nestern aus. So ging es im Frühjahr und Sommer oft Wochen lang alle Tage.

Oder, wenn die Kinder nicht also von Sonnenaufgang bis Untergang beschäftigt wurden, dann mußten sie doch immer zu kleineren Diensten bereit sein, hierhin und dorthin, zu Fuße laufend oder auf dem Pferde trabend, Bestellungen machen, Briefe abgeben und Meldungen holen.

Im Herbst und Winter aber wurde der Schulunterricht desto eifriger aufgenommen. Der Vater forderte für das Schreiben und Rechnen viel und Alles prompt. „Ihr habt den Sommer über gefaulenzt," sagte er, „nun könnt ihr desto mehr arbeiten.“ Und die Mutter betrieb das Lesen und allerlei Gedächtnisübungen mit ihnen.

Die Mutter! ach, die Kinder hatten sie so unbeschreiblich lieb. Sie war wohl auch nicht eine ganz gewöhnliche Frau. Alles, was sie that und sprach, geschah in unscheinbarem Gewande, war aber innerlich Gold und Edelstein. Durch ihr Vorbild gewöhnte sie ohne Rede und Zucht ihre Kinder an das Höchste und Heiligste, an Bescheidenheit, Mäßigkeit und Arbeitsamkeit. Auf äußeren Prunk, auf Genuß, der dem Körper bereitet würde, legte sie keinen Werth, sie hatte auch kein Bedürfnis danach. Leckerbissen, Kaffee, Thee oder Wein kamen nie über ihre Lippen. Fleisch berührte sie sehr selten und sehr wenig; Brod, Butter, Milch und Obst waren ihre Nahrung. Des Morgens, selbst in den längsten Tagen, war sie mit der Sonne auf, weckte die Mägde und bereitete unhörbar die Arbeit des Tages vor. Sie arbeitete immer, und nie strengte sie die Arbeit an. Wenn die Anderen zur Ruhe gingen und in Schlaf begraben lagen, war ihr Geist noch beschäftigt. Zuerst zerstreute sie sich ein wenig, indem sie in einer Chronik, einem Geschichtsbuch oder einem Roman blätterte; dann sammelte sie sich für die Ruhe der Nacht, indem sie ein Kirchenlied, oder einen Abschnitt aus der Bibel las.

Wie freuten sich die Kinder, wenn die Mutter

sie zu ihrem Unterricht rief! Sie wußte ihnen das Lesen leicht und angenehm zu machen. Sie lehrte sie, durch Erzählen von Fabeln und Märchen, von Gleichnissen und Geschichten ihren Geist zu stärken und auszubreiten, ihre Seele an der Empfindung des Guten und Schönen aufzuranken. Die Kinder wurden mehr und mehr begierig, der Mutter Alles recht zu machen. Der Sonnabend war der Prüfungstag der Woche. Es kam aber nie die Betrübniß, immer nur die Freude der Prüfung dabei zum Vorschein. Die Kinder hatten das Gesangbuchlied oder das Sonntagsevangelium wie am Schnürchen.

Folge davon eine besondere Geläufigkeit im Lesen, auch ein reicheres Wissen und ein lebhafteres Interesse an Allem, was man aus Büchern erfährt, lebhafter als es in seinen Brüdern erweckt wurde.

Selbst der Vater hatte Gefallen an der Art, wie Moritz vorlas. Er gab ihm, wenn am Posttage die Zeitung ankam, das Blatt, oder wenn er des Abends durch irgend eine Schrift unterhalten sein wollte, das Buch in die Hand, und Moritz las der Familie vor. Damals als Kind merkte er nichts davon, aber in seinem späteren Alter erinnerte er sich immer lebhafter, daß sein Gefühl für das König-



Alle Kinder hatten die Mutter lieb. Aber zwischen Moritz und der Mutter entspann sich ein besonders herzliches Zusammenleben. Es war ihm schon im Kindesalter, ähnlich wie seiner Mutter, gegeben, daß er mit außerordentlich wenig Schlaf zurechtkam. Weil er immer der früheste auf war, bekam er bei seinen Brüdern den Spitznamen „Lerche“ (oder vielmehr, wie es im Plattdeutschen heißt: „Lerwart“). Er blieb aber auch des Abends gern so lange wie die Mutter auf und ließ sich's dann nicht nehmen, ihr vorzulesen, aus den Geschichtsbüchern, aus der Bibel. Die Bibel hat er 3 oder 4 mal mit seiner Mutter ganz durchgelesen. An Geschichtsbüchern befand sich Verschiednes im Hause, Chroniken älterer und neuerer Zeit, Darstellungen des 30jährigen Kriegs und Anderes. Moritz gewann in

thum und die damit zusammenhängende Ordnung, und ebenso sein Widerwille gegen die Revolution und deren Folgen schon in diesen frühen Jahren in ihm Wurzel schlug.

Davon aber merkte er damals noch nichts. Jedoch andre Dinge, die in ihm vorgingen und vor Andern ihm eigen wurden, merkte er sehr wohl und war nicht wenig froh und stolz dabei.

Zum Schul- und Familienleben gehörte in damaliger Zeit, weit mehr als heute der Fall ist, der Verkehr mit der Kirche. Sonntäglich wurde zur Kirche gegangen. Von der Familie schloß sich Niemand, der nicht krank war, aus. Von den Diensthofen wurde, nur zu den unerlässlichsten Arbeiten, abwechselnd einer oder zwei zurückgelassen. War schön Wetter, dann ging man, war schlechtes, dann fuhr man zur



Kirche nach Gartz, dem benachbarten Städtchen. Die Eltern gingen einmal am Sonntag dahin. Die Kinder aber mußten Nachmittags zur Katechismusprüfung den Weg zum zweiten Mal machen. Weil die Kinder noch sehr jung (im Alter zwischen 9 und 11 Jahren) waren, gab ihnen der Vater seinen alten Großknecht Jakob Nimmo zum Schutz mit. Jakob Nimmo war selbst ein bibelfester Mann. Wie freute er sich, seinen Liebling Moritz alle anderen Kinder, selbst die gnädigen Fräuleins, die von der Landen und von Barnekow, ausstechen zu sehen! Wie blöde und bescheiden Moritz sonst war, hier war er wie umgewandelt. Seine Stimme klang wie aus einer Trompete heraus, und seine Worte schlossen sich wie zu einer Siegesverkündigung zusammen.

Die Blödigkeit und Bescheidenheit war Moritz' Art von der Mutter her. Die Einflüsse von seinem Vater wirkten gerade nach der entgegengesetzten Seite, stärkend, kräftigend und abhärtend.

Nichts war dem Vater so zuwider wie ein weicher, zimpliger Junge. Von früh an, sobald einer seiner Söhne nicht mehr ganz in die Kinderstube gehörte, war sein Bemühen, in ihm das Gefühl der Kraft, der Herrschaft über Alles, was vorkam, zu wecken. Besonders gegen die Witterung suchte er sie abzuhärten.

Rügen hat meistens strenge Winter, tiefen Schnee und beharrliche Kälte. Schlittenfahren ist in dieser Zeit ein großes Vergnügen. Aber wie nahm der Vater seine 10- oder 11jährigen Söhne mit! Nicht auf den Sitz im Schlitten kamen sie, nicht unter die Pelzdecke konnten sie ihre Füße stecken, sondern daneben auf dem Seitenbogen des Schlittens oder hinten neben dem Vock mußten sie im Freien stehen. Wurde es ihnen dort zu kalt, so sprangen sie laufend nebenbei und erwärmten sich wieder. Kamen sie an Stellen, wo die Wege durch Koppeln oder Schlagbäume geschlossen waren, so mußte der Junge rasch vorlaufen und öffnen, dann, wenn der Schlitten durchgefahren war, wieder schließen. Es war seine Sorge alsdann, den schnell fliegenden Schlitten durch schnelleres Laufen einzuholen.

So war der Vater immer, — Viel fordernd, und Alles, als verstünde es sich von selbst, als wäre nicht das Mindeste dabei. Es fiel keinem der Kinder ein, auch nur eine Miene des Widerstrebens zu machen.

Diese Anstrengungen entwickelten allerdings mancherlei Wildheit und Waghalsigkeit in den Söhnen. Aber es war doch immer, weil Gehorsam und Ehrfurcht der Grund der Kraftgewöhnungen waren, ein geziemendes Maß und eine gute Art dabei.

Und namentlich in Moritz verband sich die sinnvolle Erhebung seines Fühlens und Denkens, von der Mutter her, und die kräftige Erprobung seines Körpers und Muthes, vom Vater her, zu einem sehr wohlthuerenden Gemisch des sanft Nachgiebigen und des selbständig Starlen.

### III. Kindes Lachen — Mannes Grollen.

Das Vierteljahrhundert zwischen dem Schluß des 7jährigen Kriegs und dem Ausbruch der französischen Revolution war in ganz Deutschland und auch in dem schwedischen Gebiet des deutsch redenden Landes eine stille, heitre Zeit. Die Menschen fühlten sich wohl und genossen ihr Dasein behaglich. Sie glaubten, so schön bliebe es nun immer. Die Familien lebten in einem geselligen Verkehr, an dem Eltern und Kinder, jedes in wohl bemessener Weise, Antheil hatten. Es gehörte zu den Ausnahmen, daß Jemand eine Reise in's Weite unternahm. Am Orte selbst und in der engsten Nachbarschaft fand man sein Genüge.

Auch in dem Hause des Pächters Arndt war solch ein heiteres geselliges Leben. Da kamen, außer den Verwandten von Mutterseite, aus den benachbarten Kirchorten die Pfarrer Stenzler und Krüger, von den benachbarten Edelsitzen die Herren von Kahl- den, von der Landen u. A. zusammen. Man vergnügte sich unter Essen und Trinken, unter Plaudern und Spielen.

Das war Alles sehr schön. Und auch für die Kinder schön. Denn sie freuten sich, wenn ihnen die besseren Jäckchen und Höschen und die neuen Schnürstiefelchen angezogen wurden, und wenn sie in das Zimmer vor die Gäste treten durften, um ihre Bücklinge zu machen.

Es gab aber außer dieser gemüthlichen Geselligkeit in damaliger Zeit noch eine andre, eine feiner zugestukte und (wie man wußte) weit hergekommene: es war die festliche oder feierliche Geselligkeit.

In jedem Hause, gleichviel ob in dem sehr sparsam eingerichteten eines Pächters, der gern ein wenig heraufkommen wollte, eines Dorfpfarrers mit einer kleinen Pfründe, oder in dem reicheren eines Barons, überall ging es nach demselben Zuschnitt zu. Mindestens einmal im Jahre suchte Jeder, der sich vom Umgang nicht zurückziehen wollte, solch eine Feierzusammenkunft in seinem Hause zu veranstalten. Die Kinder des Gastgebers spielten bei diesen Gelegenheiten auch eine kleine Rolle. Sie nahmen mit allerlei Qualen, aber auch mit sehr ergötzlichen Späßen daran Theil.

Die Qualen lagen hauptsächlich in den Vorbe-

reitungen zu einem solchen Feste. Welche Folter Stunden lang, halbe Tage lang! Da wurden die Kinder gewaschen und gekämmt. Dann wurde ihnen der Kopf zurecht gestutzt, das Haar, das, lang gewachsen, leicht umherslog, mit Wachs und Pomade gehärtet. So viel sich nach dem Hinterkopfe hin vom Scheitel und von den Ohren her fassen ließ, wurde zusammengezogen, so fest, daß die Haare reißen und die Haut bersten wollte. Der ganze Büschel wurde zu dünnen Striemen gepalpen und ein Zopf daraus geflochten, so stramm, wie das Flechtwerk einer Peitsche. Aus den übrigen Haaren wurde eine Frisur gemacht; halb stieg sie in Locken hinauf, halb fiel sie in Locken hinab, Alles so, daß es fest saß, nicht rechts, nicht links sich bewegte. Wenn die Arbeit bei dieser Frisur schnell gehen sollte, — was in einem Hause, wo vier Söhne besorgt werden mußten, nothwendig war, dann wurde mit Wachs und Pomade auf das eng anliegende Haar geschlagen, daß die Thränen auch wider Willen aus den Augen sprangen. Langsam ging die Arbeit. Locke für Locke wurde mit Pomade geglättet, mit Nadeln befestigt, endlich mit Puder gefärbt. Wehe dem von den vieren, der zuerst vorgenommen wurde! Denn von dem Augenblick an, da er fertig war, durfte er sich nicht rücken noch rühren. Manchmal mußten sie einen halben Tag lang wie Theaterpuppen dastehen und des Augenblicks harren, da der Vorhang aufgezogen wurde.

„Der Vorhang wurde aufgezogen,“ — ich meine, die Kutschen fuhren vor, in denen die Gäste kamen.

Nun fing allerdings die Entschädigung für diese Leiden an. Sieh! wer arbeitet sich da aus der Kutsche heraus? Es war die Frau Pastorin, — nein, nach dem Titel, den ihr Gemahl in der Jugendzeit erworben hatte, wurde sie „Frau Magisterin“ genannt. Auf dem Rücksitz der Kutsche saß die „Mamsel Tochter“. Auch dieser wurde nun herausgeholfen. Die Kinder sahen es heimlich von einem Seitenfenster her. Sie konnten sich vor Lachen nicht halten. Die Lockenfrisur aus fremdem und eignem Haar war zweimal so hoch wie das Gesicht der Damen. Wie Wölbungen eines Thurmbaues standen die Haarböschungen aufwärts und waren dann durch eine Querlage von Haaren verbunden. In eine zweite, dann in eine dritte Etage ging das Flechtwerk in verschiedenen Windungen weiter. Und — das Gesicht unter diesem Haargepinnst! Welche Flecken hatte es hier und dort? Ja, wer sich recht schön zu machen meinte, klebte sich farbige Pflästerchen auf Stirn oder Kinn und Wangen. Man nannte sie „Muscheln“ nach dem französischen mouche, weil sie meistens wie Fliegen, zuweilen allerdings auch

Deutsche Jugend. X.

wie Ameisen oder Käfer aussehen sollten. Und — die Kleiderumhüllung des Leibes! Schlanke Gestalten gab es gar nicht. Alle waren rundlich, breit, hatten aus Watte gefertigte Wülste um die Brust, die Oberarme und die Hüften. Und — der Gang und die Bewegungen! die leichte schöne Natur war ganz verschwunden. Daß man sicher einherging, hinderten die engen Schuhe, in die der Fuß eingezwängt war, die hohen Absätze, auf denen man wie auf Stelzen ging. Die Damen schwenkten, knixten und schlängelten so einher.

So wie die Frau Magisterin und deren Mamsel Tochter, sah übrigens auch die Frau Baronin oder Frau Majorin oder wie sie sonst hieß, aus. In dem hoch und breit geschwürkelten und gewülsteten Haar- und Kleiderschwall war das, was sie voneinander unterschied, das Gesicht, etwas sehr Kleines.

Da sahen doch die Männer ein wenig besser aus. Zwar waren sie auch theatermäßig ausgeputzt. Aber es lag etwas Strammes und Markiges in ihrem Auftreten, in dem anliegenden Rock und Beinkleid, in den blanken Stiefeln bis über's Knie, in den schweren silbernen Sporen, in dem dicken spanischen Rohr mit dem goldnen Knopf, das sie in der Hand hielten, in dem dreieckigen Hut, den sie über den steif gewachsenen und gepuderten Locken trugen.

Das Ergötzlichste aber fing erst an, wenn die Gäste, ihrer Reifeumhüllungen entledigt, einander und dem Wirth und der Wirthin des Hauses zur Begrüßung begegneten. In diesem Kostüm konnte man natürlich nicht die Alltagsprache reden. Wie hätte sich das pommersche Plattdeutsch in einem Raume angehört, der von dem Duft der Pomaden schwall, von denen man wußte, daß sie aus Paris verschrieben sein konnten! Man hätte sich gern rein französisch angerebet. Da das aber außer aller Möglichkeit lag, so versuchte man es in Hochdeutsch und Französisch zugleich. Beides fiel nun theils so ungelent, theils so verpfuscht aus, daß sich die Leute gegenseitig den Zwang anmerkten und gemeinsam das Gefühl hatten, es sei eine ziemlich ungeschickte Komödie, die sie sich vormachten. Aber wer konnte, und wer kann jemals gegen die herrschende Sitte? So kamen denn Alle in das Gastzimmer mit dem „Wun Schur, wun Schur, wie geht es Ihnen?“ („Wun Schur“, das sollte heißen: bon jour!) Und geantwortet wurde: „Alla wundör, daß ich Sie wiedersehe!“ („alla wundör“ sollte heißen: à la bonne heure!“) Und so ging es fort mit den lächerlichsten Entstellungen und Verwechslungen.

Daß diese Komödie nicht zu lange ausgesponnen

würde, dazu wurde entweder vom Wirth oder von der Wirthin eine Dame oder ein Herr besonders beauftragt, die eine gewisse Dreistigkeit und das Geschick dazu besaßen, oder der Herr und die Dame, die sich für die Respektpersonen in der Gesellschaft hielten, nahmen sich selbst das Recht dazu. Mit einem kühnen Worte aus dem Munde eines solchen Gastes: „Wat mienen's, wie reden wedder platt!“ („was meinen Sie, wir reden wieder plattdeutsch?“) wurde das Fahrwasser der Unterhaltung breiter und lauter.

Dann kam auch der Augenblick, daß die aufgeputzten Kinder eintreten durften. Sie hatten schon an der offenen Thüre gelauscht und jedes Wort aus dieser Hottentottensprache zwischen ihre eignen Zungen und Lippen gelegt und nach Kinder Art noch mehr verzwängt und verunstaltet. Nun traten sie, der Reihe nach, vor die Gäste, eingelernter und befohlener Maßen vor jeden einzeln, Herrn wie Damen, machten eine tiefe Verbeugung und küßten die Hand, dabei aber mit Augen, die Alles wieder spiegelten, und mit Ohren, die jeden Klang einsogen, nach rechts und links aufmerksam. Wenn sie dann, mit dem Rundgang fertig, wieder aus dem Zimmer und voneinander traten, dann hatten sie zu Späßen und Possen Wunders viel im Kopf. Ein Gesellschaftstag dieser Art unterhielt sie wochenlang nachher.

Wie sind diese sonderbaren Formen in einen so gesunden und kräftigen deutschen Volksstamm, wie den in Rügen, gekommen? Aus der Geschichte der Sitten erkennt man sie als das letzte verschwommene Nachglühen der französischen, der blendenden Versailleser Hofmode, die seit Ludwig XIV. alle Welt sich angeeignet hatte. Die Frauen waren noch ganz darin befangen, während sich für die Männer das Unwesen ein wenig gemildert hatte. Ihnen hatte seit einiger Zeit Friedrich der Große mit seiner Kleidung und Haltung stärker entgegengeleuchtet. Was aber die Rede betrifft, so war Friedrich der Große ja selbst mehr französisch als deutsch gewöhnt.

Kindes Lachen sind diese Manieren wohl immer und überall gewesen. Kindes Lachen waren sie auch hier.

Moritz erzählt von sich, daß er wilder und lauter habe lachen können als andre Kinder, daß das Lachen oft zu seinem Verdruß, mit unwiderstehlicher Gewalt aus ihm herausgebrochen sei. Kindes Lachen war der Vorbote des Großen, der ihn im Mannesalter zu den hellen Rufen der Strafe und Mahnung über alle diese Franzosendienererei kräftigte.

#### IV. Dichters Erwachen.

Die Jahre der Pacht in Dumschewitz gingen vorüber. Und in Folge der Bemühungen, die Moritz' Vater betrieb, eine größere und günstigere Pachtung sich zu verschaffen, geschah es im Jahre 1781 zum zweiten Male, daß die Familie umzog. Die Wohnung wurde auf dem Gute Grabitz genommen, das hart am Meeresufer, Stralsund gegenüber liegt. Zwei Güter, Grabitz und Bresen, gab es zu bewirtschaften.

Hier ging der Vater alsbald daran, seinen Söhnen durch einen Hauslehrer, der herbeigerufen wurde, regelmäßigeren und mehr umfassenden Unterricht zuzuführen. In Geschichte und Geographie, in Allem, was man in Quinta zu lernen pflegt, wurden nun Moritz und seine Brüder unterrichtet.

Ein neues Leben kam unter die Knaben, als zwei Jahre darauf ein Wechsel des Lehrers stattfand. Ein studirter junger Mann, ein Kandidat der Theologie, mit Namen Dankwardt, wurde in's Haus genommen, mit dem sich sehr schnell nach allen Seiten hin ein heiteres, gutes, ein liebes und treuliches Verhältniß einstellte. Die Knaben verdankten ihm sehr viel. Denn außerdem daß er sie in den Wissenschaften der mittleren Schulklassen, namentlich im Lateinischen und Französischen, merkbar förderte, wußte er ihr Herz auch für das Schöne zu begeistern, ja so lebhaft, daß die Lust des Schaffens in ihnen wach wurde.

Es war ja das Jahrzehent, in welchem die Einflüsse unsrer großen Dichter Klopstock, Lessing, Herder, auch die von Voß und Claudius, ja selbst die von Goethe und Schiller, mehr in's Volk gingen, — Einflüsse der reinsten und edelsten Art. Was Wunder, daß, als der Kandidat Dankwardt seine poetische Jugendbegeisterung dort frei walten ließ, auch im Hause der Rügenschon Pächterfamilie sich poetische Keime regten! Rügen ist von je her voller Poesie, voll traulicher Sagen, voll klingender Lieder gewesen. Die große schöne Natur der Insel hat immer die Herzen dafür offen gehalten. Kurz, unter den Söhnen des Pächters Arndt wurden namentlich Moritz und der ihm zunächst stehende jüngere Bruder Fritz von dem Eifer ergriffen, nach dem Muster der gefeierten Dichter selbst Verse zu machen. Die Gedichte von Fritz waren meist heiterer, launiger Art; sie gefielen Jedermann. Die von Moritz hatten nicht immer dasselbe Glück; sie waren zu ernst und oft in einem übertrieben pathetischen Ton.

Die Knaben schmückten bald ihr Leben das ganze Jahr hindurch vom Morgen bis zum Abend mit dem Klang der Reime und mit der Ueber-

raschung sinnvoll erfundener Gedanken. Wurde von ihnen in der Pfingstwoche, nach alter pommerischer Sitte, ein Vogelschießen eingerichtet, so flogen Gedichte von Moritz und Fritz umher, welche die Jugend der benachbarten Orte dazu einluden. Alle Helden der alten Welt, mit denen sie in den Büchern verkehrten, Priamus und Achilleus, Odysseus und Aeneas, bekamen in Gedichten ein erneutes Dasein; die Knaben wurden heldenartig durch diesen Umgang gehoben. Gingen zur Winterzeit Fritz und Moritz zu Bette, so erglänzte von der Flamme der Poesie, wie auf einen Zauberwink des einen und andern, plötzlich das nächtliche Gemach. Sie erzählten sich abwechselnd Geschichten, langgespinnene Märchen, in denen sie die Kenntnisse, die der Geschichts- und Geographie-Unterricht ihnen gebracht hatte, in irgend welchen reizenden und spannenden Umwandlungen wiederersterhen ließen. Sie durchwachten halbe Nächte über solchen poetischen Erfindungen und Mittheilungen.

Der Kandidat Dankwardt stand in einem Lesekränzchen mit anderen Kandidaten, auch mit älteren Herren, namentlich Predigern, und das Neueste der schönen Literatur kam und ging auf diese Weise durch das Schulzimmer des Grabitzer Hauses. Kaum daß die Knaben, gelegentlich literaturgeschichtlicher Schilderungen, von den Nürnberger Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts gehört hatten, die zu einem Orden, dem „pegnesischen Schäferorden“, zusammengetreten waren, da richteten sie etwas Aehnliches unter sich ein. Jene „pegnesischen Schäferdichter“ hatten in ihren Poesien allerlei Umwandlungen mit sich und allem Ihrigen vorgenommen. Sich selbst dachten sie als Schäfer, ihre Gedichtbücher als Schafe, ihre Gedichte als Wolle der Schafe, ihre müßigen Stunden als Hunde, welche die Schafe wachsam umspielten. Den „pegnesischen Orden“ oder die „Pegnitischäfer“ nannten sich die Dichter nach dem Flusse, der die Wiesen der Nürnberger Gegend bewässert. Kaum daß dieses Treiben der Vorzeit den beiden Dichtern in Grabitz bekannt wurde, da erstand unter ihnen ein „pegnesischer Blumengarten“. Der große Rasenplatz vor ihren Schulfenstern wurde in viele kleine Beete zerlegt, jede Abtheilung, zierlich mit Blumen bepflanzt, durch schmale Gänge von der andern getrennt, in der Mitte jedes Beetes ein Häufchen bunter Steine, am Meeresstrande gesucht, künstlich geordnet. Jedes dieser kleinen Gärtchen stellte einen ihrer Lieblingsdichter vor: Gellert, Hagedorn, Bürger, Lessing, Höltz, Claudius u. A.

Solcher Art waren die Spiele, die im fünf-

zehnten, sechzehnten Lebensjahre Moritz beschäftigten. Vertändelten und verträumten die Knaben auf diese Weise etwa ihre Zeit?

Daß das nicht geschah, dafür sorgte der Vater. Außerdem daß Alles, was zur verständigen Einrichtung des Lebens nützlich und nothwendig ist, auf's strengste geordnet und alle Tage gewissenhaft vollbracht werden mußte, — die Abhaltung der Schulstunden und der Schularbeitszeit, — außerdem strengte er die Kinder zur Sommerzeit jetzt grade so an, wie vor Jahren, da noch kein Lehrer im Hause war. Vor Aufgang der Sonne mußten die älteren stärkeren Söhne zur Saat- und Erntezeit aus dem Bette, die Kinder herbeitreiben, die Pferde herbeireiten. Arbeiten, bei denen Kraft und Geschicklichkeit zu üben waren, fielen ihnen immer zu: Füllen zureiten, die edleren Pferde in den Seen schwimmen. Geschah das Letztere, dann mußte der Reitersmann sich aller Kleider entledigen. Ganz nackt wurde auf's Pferd gesprungen. Der Vater mit der knallenden Peitsche war hinterher. Langsam, bedächtig ging das Pferd in's Wasser, muthig, übermüthig kam es aus den Wellen heraus. Einst hatte Moritz ein unbändiges Thier durch den See geritten; beim Aufspringen des Rosses auf den mit Nesseln und Dornen dichtbewachsenen Uferstrand wurde der splitterfasernackte Reiter abgeworfen. Solche Freuden und Leiden hüteten die Knaben wohl vor Verweichlichung und Verträumung des Lebens.

Wie Bäume des Waldes, mit festem Holz, breitem Gezweig und schwerem Laub wuchsen die Söhne heran. Aber immerlich waren sie nicht wie Bäume. Im Geiste und Herzen waren sie wie Blumen mit weichem Stiel, mit farbigen Blüthen und immer regem, zu Luft und Licht aufstrebendem Duft.

Es war Alles reine und freie, einträchtig gewachsene und gute Natur in ihnen. Waren sie doch, obwohl dem Jünglingsalter nicht mehr fern, gelegentlich noch ganz Kind! Wie viel harmlosen Kinder Spaß hatten sie des Morgens beim Frühstück!

Zum Frühstück gab es für je zwei, die zusammen saßen, eine Schüssel mit Milchsuppe. Es war eine Zeit lang eine bunt gemalte Schüssel in Gebrauch, an deren innerer Seitenwand die Worte des Kirchenliedes „Wie schön leucht' uns der Morgenstern!“ eingebrannt waren. Nach diesen Worten wurde unter ihnen täglich Jedem sein Theil zugemessen: Du issest bis „leuchtet“, ich esse bis „Morgenstern“. Es war ein Spaßen und Lachen darüber, bis die Schüssel leer und unten der Morgenstern mit seinen Strahlen selbst sichtbar wurde.

(Schluß folgt.)

## Rast im Walde.

Von

**Emanuel Geibel.**

Original-Zeichnung von Wilhelm Georgy.



**E**

s glühn die Wipfel  
In Abendpracht  
Vom Thal zum Gipfel,  
Und rauschen sacht.

Ein Wanderer schreitet  
Durch's schräge Licht,  
Die Arme breitet  
Er aus und spricht:

Ihr alten Rüstern,  
Wie süß zur Rast  
Lädt euer Flüstern  
Den müden Gast!

O wogt und schattet  
Um's Haupt mir kühl!  
Noch dröhnt's, ermattet  
Vom Stadtgewühl,

Wo, nie entlastet,  
Das Leben rollt,  
Gewinnfucht hastet,  
Parteiwuth grollt,

Nach Brod die Menge  
Und Spielen schreit  
Und hohl Gepränge  
Die Kunst entweicht.

Vom ew'gen Rauschen  
Wie bin ich satt!  
Jetzt will ich lauschen  
Auf Blüt' und Blatt,

Auf's leise Schwellen  
Des Baches jetzt,  
Aus dessen Wellen  
Das Ruch sich legt;

Jetzt will ich hören  
Die Weise nur,  
Die du in Chören  
Mir singst, Natur,

Die große Weise,  
Die, wo sie klingt,  
In Schauern leise  
Mein Herz verjüngt,

Das Lied vom Wachsen  
Und vom Vergehn,  
Nach dem die Achsen  
Der Welt sich drehn.

## Die Apfelbäume.

Fabel von **Julius Sturm.**

Im Sand am Wege stand ein mächt'ger Apfelbaum,  
Sein grüner Wipfel trug die Last der Früchte kaum.  
Nicht fern dem reichen Baum ein armes Bäumchen stand,  
An dem nur wenig Laub und keine Frucht sich fand;  
Das seufzte: „Wer hat dich genährt mit Ueberfluß,

Da ich dicht neben dir im Sand verschmachten muß?“  
„Kind,“ sprach der reiche Baum, „als ich so alt wie du,  
Ließ mir ein innerer Drang bei Tag und Nacht nicht Ruh,  
Ich trieb die Wurzeln tief mit Mühe durch den Sand  
So lang', bis ich zuletzt fruchtbaren Boden fand.“



## Vom Gehorsam bei verschiedenen Völkern.

Von

Karl Rohrbach.

Illustrationen von Fedor Flinzer

nach Skizzen des Verfassers.

Als ich vor zwanzig Jahren durch West-Indien reisete, verweilte ich auch einige Zeit auf Trinidad, der größten und südlichsten der kleinen Antillen, und machte dort von der Hauptstadt Port of Spain aus öfters mehrtägige Rundreisen durch das Innere der Insel. So ritt ich eines Tages mit einem Freunde nach einer Zucker-Pflanzung hinaus, auf welcher die Ernte eben begonnen hatte. Als wir den großen weittläufigen Gebäuden näher kamen, begegneten uns ein Reiter und zwei lebige Pferde, die wie treue Jagdhunde hinter ihm her liefen. Sie waren ohne Decke und Zügel, ganz wie wilde Pferde. Auch das Pferd, welches den Reiter trug, war ohne Sattel und Decke wie ohne Zaum, und hatte nur eine einfache Halfter am Maule. Der Reiter war, wie sein Roß, schwarzbraun und völlig nackt, so daß beide wie aus einem Guß schienen, und wären sie nicht in Bewegung gewesen, so würde ich geglaubt haben, es sei eine Erz-Statue. Als wir näher kamen, hielt der Reiter ehrerbietig still. Wohin, Sohn? frug mein Begleiter. „Ich will die Pferde baden.“ Gut, thue das. Sind sie alle munter? „Meine vier, Herr, ja! alle!“ Dabei leuchtete sein dunkles Gesicht vor Freude, und die schönen schwarzen Augen glänzten heller, als er des Herrn beifälliges Lächeln sah und von ihm hörte: Bist brav, Sohn! — Jetzt ritt er weiter; auch mein Freund setzte seinen Weg fort, ich aber mußte halten und dem Diener nachblicken, denn eine so schöne Menschengestalt auf einem so herrlichen Pferde hatte ich noch nie gesehen. Es war ein Schauspiel eigener Art, wie das edle Thier unter der kräftigen, prächtigen Gestalt stolz dahinschritt. Bald wiederholte sich dasselbe Bild in ähnlicher Weise, denn als wir nun dem Gute nahe kamen, sprengten vier ebensolche Erz-Gestalten, völlig nackt auf ungesattelten Rossen aus dem Thore hervor, und jagten in gestrecktem Galopp an uns vorbei dem ersten Reiter nach. Wie das rabenschwarze Haar, welches so lang war, daß es ihnen bis auf die Schultern niederhängen konnte, jetzt im wilden Ritt hinten nach flog, ebenso wie die Mähne der Pferde! Es ging wie Sturmwind über die grünen Flächen, Hügel auf, Hügel ab, bis sie hinter dem letzten meinen Augen, die sich nicht satt sehen konnten, ganz verschwunden waren.

Ich erkundigte mich, indem wir langsam in den Hof hineinritten, bei dem Herrn nach dem Thun und Treiben dieser Reiter und erfuhr denn, daß die Inder — diesem fernen Volke des Ostens gehörten die Reiter an — ganz vortreffliche Diener für die Thiere, besonders für die Pferde seien. Er erzählte mir, wie er früher, ehe er diese Kinder des Ganges und Bramaputra gehabt habe, den Negern die Pferde hätte anvertrauen müssen, und wie diese gar nicht verständen, auf die Natur eines solchen gelehrigen Thieres einzugehen, wie sie trotz aller Lehre und Strafe gegen die Pferde roh und grausam seien. „Voriges Jahr,“ sagte er, „kam ich auch um dieselbe Zeit auf meine Besitzung. Damals hatte ich erst wenige Inder in meinem Dienst, die ich, da ich ihre Natur noch nicht kannte, zu den geringern Arbeiten verwendete; die Pferde waren in den Händen der Schwarzen. Aber wie ward mir, als ich in die Ställe trat! Fast die Hälfte der Pferde war krank durch die rohe und nachlässige Behandlung der Diener. Während meiner Abwesenheit waren die Burschen in der Nacht öfters ausgeritten trotz aller Wachsamkeit des Verwalters, und waren dann, um rechtzeitig einzutreffen und am Morgen nicht vermisst zu werden, auf schaumbedeckten, abgetriebenen Thieren heimgekommen. Dadurch verlor ich zwei meiner schönsten Pferde, denn die Schurken hatten sich natürlich die besten Kenner zu ihren nächtlichen Ritten ausgesucht. So ist der gemeine Neger; es ist kein Verlaß auf ihn; er ist immer eine halb wilde Natur, die blind ihren Leidenschaften folgt. Und diese Leidenschaften sind gar übler Art. Die Inder dagegen sind sanft und still, treu und zuverlässig und leben mit ihren Thieren in einer Art Freundschaft, und ich bin jetzt hinsichtlich meiner Pferde wie im Paradiese. Denn diese herrlichen Gestalten, die Sie sahen, sind mit ihren Thieren in Freundschaft innerlich so verwachsen, wie Ihnen ihre Gestalten äußerlich mit ihnen verwachsen schienen. Sie folgen mir aufs Wort, ja! noch darüber hinaus. Sie thun nicht nur, was man wörtlich ihnen sagt, sondern sie bemühen sich auch, den Geist des Auftrags zu erfüllen, eine Eigenschaft, von welcher der Neger — ich spreche natürlich nur von dem gemeinen, dienen-

den Mann — gar keine Ahnung hat, und die selbst unsre weißen Diener keineswegs immer haben — nicht aus Mangel an Fassungskraft, sondern aus Mangel an gutem Willen. Ein solcher Gehorsam, der in die innere Meinung des Befehlenden eingeht und ihr genügt, das ist doch erst der rechte Gehorsam.“

Mit diesen Worten waren wir am Wohnhause angelangt, und sprangen von den Pferden, die so-

großen Holzzinnen gleich in das Kochhaus, wo er zu Zucker eingefotten werden sollte. Wir gingen hinein, und ich sah in langer Reihe acht oder zehn Kessel aus Kupfer eingemauert; aber es machte einen seltsamen Eindruck auf Auge und Ohr, als mir aus jedem derselben ein entsetzliches Pfeifen und Quielen entgegenfoll, das von einem dunkelblauen kugelförmigen Klumpen herrührte, der mitten in der Tiefe



gleich von einem Inder in den Stall geführt wurden. Der Verwalter kam und erstattete dem Herrn kurzen Bericht über die Vorgänge der letzten Tage. Die Zuckerernte war gut ausgefallen; die Mühlen arbeiteten Tag und Nacht; wir gingen, um Alles zu befehen. An den zermalmenden Walzen standen Negerinnen und schoben eine Schicht Zuckerrohr nach der andern zwischen dieselben hinein, dabei lachend und scherzend ohne Unterlaß. Der süße Saft floss aus dem Sammelbecken unterhalb der Walzen in

des Kessels saß und sich leicht bewegte. Oben auf dem faltigen Ballen saß ein Strohhut, unter welchem ein langer schwarzer Haarzopf steif herabhing. Als wir dem einen Kessel ganz nahe kamen, drehte sich der Strohhut plötzlich auf die Seite, und unter ihm funkelten zwei kleine schiefe Augen zu uns empor, die in einem citronengelben Gesichte saßen; zugleich hörte hier das Quielen auf. Ich erkannte nun, was ich da unten vor mir hatte, nämlich einen Sohn des himmlischen Reiches, der Blume der Mitte,

des größten Reiches der Erde, dem der dritte Theil aller Sterblichen zugehört: einen Sohn Chinas. Der Chinese hielt in seiner kleinen runden Hand mit dicken, kurzen, sehr spitzen Fingern eine Muschel, mit welcher er den Kupferkessel von den kleinsten Resten des frühern Inhalts säuberte; er hatte seine Arbeit musterhaft gemacht, denn auch eine Biene oder Fliege hätte gewiß an der von ihm bereits bearbeiteten Fläche mit ihrem Rüssel keine Spur von Zucker mehr finden können; das Kupfer glänzte in hellster Reinheit uns blank entgegen. Mein Freund wechselte einige Worte mit ihm. Ich hörte nun, wie der Chinese gegen den Herrn in schlechtem Englisch allerlei Entschuldigungen vorbrachte, und daß dieser endlich sagte: „Es ist schon gut, wir werden sehen!“ Damit ging er mit mir von dannen, und aus dem Kochhause hinaus einem nahen Hügel zu, der etwa zehn Minuten entfernt lag, und auf dem ich eine Anzahl Hütten aus Bambusrohr bemerkte. Wohin gehen wir? frug ich meinen Freund. „Zu den nutzigen Schurken hinaus,“ war die Antwort, „die mich jetzt im Stich lassen, jetzt, wo jede Kraft auf der Pflanzung unentbehrlich ist. Haben Sie nicht gehört, was der Bursche im Kessel sagte? Sie feiern ein Fest, haben sich einen Drachen gemacht, und ich soll noch von Glück sagen, daß mir nur die Hälfte dieser Söhne des himmlischen Reiches fehlt! Nutzloses Volk, diese chinesischen Arbeiter! Passen Sie nur auf, was für Ausflüchte und Lügen sie gleich bei der Hand haben, um ihren Ungehorsam zu bemänteln. Sie wissen ganz genau, in welche Verlegenheit sie mich stürzen, indem sie Feiertage machen, während auf der Pflanzung Tag und Nacht mit Anstrengung aller Kräfte gearbeitet wird. Sie arbeiten nur, wenn es ihnen gefällt. Ob ihr Herr dabei zu Grunde geht, das ist ihnen gleichgültig. Sie sind treu in der Arbeit, welche sie unternehmen, ausdauernd, pünktlich und gewissenhaft, besonders in solchen Dingen, wie Sie vorhin sahen, aber gegen den Menschen sind sie untreu und betrügen ihn, wo sie nur können. Es ist eine seltsame Mischung von Gewissenhaftigkeit gegen Sachen und Gewissenlosigkeit gegen Menschen in ihnen, und obwohl in ihrem Vaterlande die Ehrfurcht und der Gehorsam gegen Eltern und Lehrer, äußerlich wenigstens, bis zum Unsinn gesteigert wird, — da der achtzigjährige Vater seinen fünfzigjährigen Sohn allein auf sein Zeugniß hin kann auspeitschen oder sonst schimpflich bestrafen lassen, falls dieser ihm nicht gehorcht, — so herrscht doch bei diesen Söhnen des Ostens ein krasser Eigennutz. Sie eignen sich zu Hausdienern ganz und gar nicht, denn sie haben von

dem, was wir strengen Gehorsam nennen, keinen Begriff. So sind jetzt mitten in der drängendsten Arbeit zehn von ihnen da drüben in ihren Hütten geblieben, um — ja, lachen Sie nur herzlich, denn es ist bei allem Ernste höchst lächerlich — einen Drachen aus Papier zusammen zu kleben, den sie Abends beleuchten wollen.“

Ich lachte wirklich, denn wir näherten uns eben den Hütten, wo ich vor der vordersten am Rande des Abhangs das Ungeheuer stehen sah, von dem mein Freund gesprochen hatte. Oben angelangt, sprangen wir von den Pferden, und traten in die erste der Hütten ein. Sie war leer, und ich hatte Gelegenheit, einen chinesischen Hausrath solcher in der Fremde lebender Arbeiter kennen zu lernen. Die Behaglichkeit war allerdings wenig einladend. Ein Rahmen, mit Segeltuch bespannt, auf zwei Böden liegend, bildete das Bett; Kopfkissen war ein kleiner oben abgerundeter Klotz, auf dem der Hals ruhen sollte. Ein niedrer Tisch, einige aufrechtstehende Palmstumpfe als Stühle: das war Alles. An der Wand hingen einige Maiskolben, und an Querstangen, die oben von Wand zu Wand reichten, einige Bananenbüschel. Auch lehnte in der Ecke eine kleine Pfanne aus Eisenblech. Der Fußboden war das festgestampfte Erdreich. Wie diese eine, so sahen, wie ich nachher fand, alle Hütten aus. — Wir gingen nun zur größten, welche eine Art Vorhalle hatte, und wo auch das Ungeheuer gerade in Arbeit war. Drei Chinesen saßen eben dabei, standen aber nicht auf, obgleich sie uns kommen sahen, sondern arbeiteten ruhig weiter. Einer schlichte Bambusstäbe auf zu dünnen schmalen Stöckchen; ein anderer schnitt Papier zurecht; der dritte baute am Drachen. Bald kamen auch die übrigen, einer nach dem andern, herbei, um allerlei leichtes Baumaterial zuzutragen, und so waren nach und nach alle zehn Abtrünnigen versammelt. Der Herr frug sie: „Warum seid ihr nicht bei der Arbeit?“ Aber statt der Antwort deuteten sie auf den Drachen. Es half nichts, daß er ihnen den Verlust an Lohn vorstellte; doch als er drohte sie fortzujagen, wenn sie nicht zur Arbeit gingen, denn die Hütten waren sein Eigenthum, da ließen sich durch seine ernstesten Vorstellungen vier von ihnen bewegen gleich hinab zur Pflanzung zu gehn; die übrigen versprachen, am nächsten Tage zu kommen, weil der Drache bald fertig sei, der am Abend das ganze Thal entzünden werde. Ich besah mir das Ungethüm: es war ein sehr künstlicher Bau aus Bambusstäben und Stäbchen, etwa zwölf Fuß lang, vier breit und vielleicht fünf Fuß hoch. Auf vier plumpen Füßen ruhte ein



langer Leib mit ungestaltetem Kopf, der ungeheure Augen und einen geöffneten, roth bemalten Rachen zeigte. Das Ganze war mit feinem Papier überspannt, und inwendig waren Plätze für viele Lichter angebracht; Abends sollte das grüne Ungeheuer mit rothem Rachen und gelbrothen Augen in die Nacht hinausflimmern.

Aber sind die Neger besser? entgegnete ich. „Ja muß ich antworten, weil ich zugestehen muß, daß sie ein angebornes Gefühl der Unterwerfung haben, Nein, weil sie, wenn irgend eine Leidenschaft sie regiert, über alle Dämme brechen. Eigennützig sind sie nicht, und wenn sie etwas recht gut gemacht haben, und man zeigt es ihnen, freuen sie sich wie Kinder.“



„Sehen Sie,“ sagte mein Freund auf dem Rückweg zu mir, „wie alle Vorstellungen nichts halfen, bis ich ihnen das Messer auf die Brust setzte: entweder arbeiten oder fortgejagt werden! So sind diese chinesischen Arbeiter, nur Eigennutz ist ihre Triebfeder; Pflichtgefühl, Anhänglichkeit an den Herrn kennen sie nicht, und ihr Gehorsam ist keine taube Muz werth.“

Dieser Freude ist John Chinaman, so lautet der englische Spottname für Chinesen, ziemlich unzugänglich. — So sind unsre Arbeiter sehr verschieden, wie Sie sehen; jedes Volk hat seine Art. Der Neger gehorcht gern und mit Bewußtsein; der Neger gehorcht im Ganzen gut, ohne sich viel dabei zu denken; der Chinesen nur, wenn er dabei etwas Erleuchtliches verdient. (Schluß folgt.)

## Von die kloanen Leut'.

Gedichte in oberbairischer Mundart von  
Karl Stieler.

### II. Der Schatten.

Ah — Spitzbubn san<sup>1)</sup> die Kinder scho',  
Hein fangen's ihren Handel o'.<sup>2)</sup>  
Da sanma nachst<sup>3)</sup> beinander g'essen  
Und haben grad a Schafffleisch g'essen;  
Dös kloane Dirndl host daneben  
Und bitt't — i sollt ihr auch was geben.  
„Wenn'st amal groß bist, kriegst a Stud“,  
Sag i. — Da geht dös Dirndl z'rud  
Drei Schritt und vier und fünf und spannt  
Und wirft an Schatten hin auf d'Wand.  
Auf einmal schreit's: „Da schang, da loos<sup>4)</sup>,  
Setz gieb mir's Fleisch — i bin schon groß.“

### III. S' Bögerl.

As Lisei die steht vor der Thür  
Und lockt a Bögerl her zu ihr;  
Dös sitzt da drüben auf dem Baam,  
Ja wenn doch nur dös Bögerl kaam.<sup>5)</sup>  
Und jetzt fliegt's dort und jetzt fliegt's dader.<sup>6)</sup>  
„Geh“ schreit as Lisei: „Vater Vater!“  
Und schlegelt<sup>7)</sup> voller Freud mi'n Fuß:  
„Auf Du ihm, damit's folgen muß.“

<sup>1)</sup> Sind <sup>2)</sup> an <sup>3)</sup> sind wir neulich <sup>4)</sup> höre mir zu.  
<sup>5)</sup> zu ihr her läme <sup>6)</sup> da <sup>7)</sup> und schlägt vor Freude mit den Füßen auf den Boden.

## Die Salamander.

Von

Adolf Müller.

Mit Original-Zeichnung von C. Schmidt.

Ich liebe es, Sommers nach einem Gewitterregen in Flur und Wald hinauszuwandern. Die Gewächse des Feldes richten sich erfrischt auf und der Wald duftet von Wohlgeruch unter den neu belebten Liedern seiner Sänger. Dann regt sich auch die bei der Tageshitze in den Höhlungen der Erde oder im Wachstum des Bodens gar mannichfach verborgene Thierwelt und tritt an's Tageslicht. Der Forscher und Naturfreund benützt solche Stunden, um zu beobachten, zu suchen und zu sammeln und so seine Kenntnisse von den Gebilden der Natur zu bereichern. Gar oft begegne ich da bei meinen Waldgängen auch unseren beiden einheimischen Vertretern aus der Familie der Salamander oder Erdmolche, dem gefleckten oder Feuer-Salamander (*Salamandra maculosa*), und dem schwarzen Salamander (*S. atra*).

Gewiß fragt die wißbegierige Jugend, zu welcher Klasse und Ordnung in der wissenschaftlichen Einteilung des Thierreichs die Salamander gehören. Und es thut wohl noth dies zu wissen. Sie gehören zu derselben Klasse wie unser Frosch oder wie unsere Schlangen. Was? ruft wohl befremdet der junge Freund. Was haben die langgeschwänzten Salamander auf unserer Zeichnung mit dem dicken, unbeschwänzten Frosch und nun gar mit den gliederlosen Schlangen gemein? fragt der Leser weiter. Dennoch, antworte ich, lassen sie sich sehr wohl vergleichen. Hat die äußere Gestalt der Molche auf den ersten Blick auch mit derjenigen der Frösche und Schlangen Widersprechendes, so führt uns eine nähere Vergleichung doch zu Aehnlichem, ja wesentlich Uebereinstimmendem. Betrachten wir den Kopf des Frosches wie den unserer Schlangen und bringen diese in Vergleich mit dem Kopf der Molche: — nicht wahr, sie sind ähnlich?! Nun vergleichen wir gegenseitig die Beine der Frösche und diejenigen des Salamanders. Auch hier ist auffallende Aehnlichkeit, die sich bis auf die Zehen erstreckt. Doch wie paßt dies auf die Schlangen? Gewiß äußerlich nicht! Aber öffnen wir den Leib einer Schlange, so finden wir die Andeutung von Füßen im Körper versteckt. Und sehen wir uns weiter in der Natur um, so finden sich Uebergänge von den Schlangen zu den Molchen in den Blindschleichen, wie z. B. bei der Erz-

schleiche und der Johannisechse im südlichen Europa, welche wie unsere Blindschleichen aussehen, aber vier Stummelfüßchen mit Zehen haben. Einleuchtender ist schon die Zusammengehörigkeit der Molche und unserer Eidechsen bis zu den bepanzerten Krokodilen hin, denen sich die mit noch breiterer Rüstung versehenen Schildkröten anschließen. Das wären die Ordnungen der ganzen Klasse der Amphibien („Beiblebigen“) oder besser der Lurche: Schildkröten, Eidechsen, Schlangen und Lurche. In der letzteren finden neben den Fröschen und andern unsere Salamander Platz unter der Abtheilung Schwanzlurche.

Die Familie der Lurche ist in zwei Sippen bei uns zu Hause. Die eine ist die der Erdmolche, zu denen unsere beiden oben genannten Salamander zählen, und die der Wassermolche oder Tritonen.

Heute beschäftigen uns blos die gefleckten Erdmolche, wie das gut getroffene Bild ein Paar darstellt. Die Beschreibung ihres Aeußern hält nach der Zeichnung nicht schwer. Denkt man sich die Gestalten auf dem Bilde um einige Centimeter länger und statt der weißen Flecken nur goldgelbe und den Grundton des Körpers dunkelschwarz, so hat man die schöne Färbung der lebendigen Thiere. Deutlich gekennzeichnet sind ihre Glieder, von welchen die Vorderfüße vier, die Hinterfüße fünf Zehen aufweisen. Der drehrunde Schwanz hat Leibeshöhe und unterscheidet die Erdmolche wesentlich von ihren nahen Verwandten im Wasser, welche einen seitlich zusammengedrückten Ruderschwanz besitzen. Auch das eigenthümliche Merkmal der Salamander, die beiden starken Drüsenwulste in der Ohrengegend, fehlt den Wassermolchen. Weiter zeigen sich noch Drüsen- oder Warzenreihen an den Seiten der Feuer salamander, welche bei Berührung und in Gefahr einen milchweißen scharfen Saft ausscheiden. Deffnet der Molch seinen Rachen, so lassen sich Zähne in den Ober- und Unterkiefern, sowie in zwei Längsreihen des Gaumens deutlich erkennen. Wir bemerken, daß die Nasenlöcher in die Mundhöhlung münden, ein Beweis, daß der erwachsene Erdmolch durch sie die Luft mit den Lungen ein- und ausathmet. Die Zunge ist angewachsen und nur an den Rändern frei. Schon äußerlich bemerkbar an dem Thier ist ein Rückgrat oder eine Wirbelsäule. Diese kennzeichnet zwar die

Salamander als „Wirbelthiere“, der Mangel an ausgebildeten Rippen läßt sie aber schon viel unvollkommener erscheinen als die Säugethiere und Vögel. Ihr kaltes Blut hat auch einen viel trägeren Lauf als bei den warmblütigen Thieren. Darum ist auch das Herz bei den Molchen einfacher und unvollständiger. Der ausgewachsene Molch athmet, wie wir oben gefolgert haben, durch zwei häutige Lungenflügel, das junge Thier hingegen durch Kiemen.

gegnet. Schon hebt er links seinen rechten Vorderfuß. Gleich darauf wird er sich noch auffallender geberden. Er sperrt den Rachen auf, dreht den Schwanz rechts und links, dann folgt auch der Leib in mannichfachen Windungen. Jetzt fährt der andere zu, im Begriff dem vorderen den Regenwurm zu entreißen. Das ist das Zeichen zum Kampf, in welchem der Stärkere den Schwächeren nicht allein bewältigt, sondern auch aufrißt. Im Kampfe schei-



Diese hängen als büschelförmige Kiemenblättchen an den Seiten des Kopfes herunter.

Obgleich die Gestalt des Feuersalamanders lebhaft an die Eidechsen erinnert, so fehlt ihm doch die Behendigkeit, ja die Anmuth der letzteren gänzlich. Es ist eben ein Molch, dessen Plumpheit und Bedächtigkeit sprüchwörtlich geworden sind. Nach einem Sprühregen aus den Steinspalten hervorgekrochen, hat der eine auf unserem Bilde glücklich einen Regenwurm erwischt. Da stößt er mit seinem Raub auf einen andern Erdmolch, und das heißt so viel bei ihm als einem Nebenbuhler, einem Feinde be-

den die Kopf- und Seitendrüsen fortwährend den zu weißem Schaum sich gestaltenden Saft aus, so daß die Thiere zuletzt von demselben vollständig bedeckt erscheinen. Der Besiegte wird von dem Sieger mit entsetzlicher Langsamkeit hinuntergewürgt. Denn die Molche haben wohl Zähne zum Beißen und Erfassen, nicht aber zum Zerreißen und Zermalmen der Beute. Diese müssen sie unzerkaut verschlingen, und dies gelingt ihnen bloß nach langwieriger Anstrengung ihrer merkwürdig entwickelten Speicheldrüsen, die den unverhältnißmäßig großen Raub mit glättemdem Schleim einhüllen. In dieser Speichelum-

hüllung verschwindet er allmählig im weiten Rachen und im Magen, der nur eine sackförmige Erweiterung des Schlundes ist. Nach solchem Würgen, welches lebhaft an das der Schlangen erinnert, krabbelt der Molch meist in sein Versteck unter allen möglichen Verticlichkeiten des Bodens. Er verdaut langsam und kann auch wieder lange ohne Nahrung sein. Das ist ein Zeichen seiner niederen Körperentwicklung. Sein kalter Leib ist zäh und unempfindlich gegen äußere Einflüsse. Zwar bedarf er sehr der Sonne, weil diese seine Wärme bestimmt, aber er gefriert auch wieder mitten in eisiger Umgebung ohne Gefahr für sein Leben. In seinem Winterschlaf habe ich ihn schon vollständig in Eis erstarrt gefunden und ihn in der Zimmerwärme wieder belebt. Ein weiteres Merkmal der ungemeinen Zähigkeit des Molchkörpers ist das Vermögen, verstümmelte oder verlorene Gliedmaßen und Theile wieder zu ersetzen. Abgerissene Beine oder der Schwanz entstehen nach kurzer Zeit wieder, selbst an Stelle eines verlorenen Auges tritt binnen eines halben Jahres wieder ein anderes. Gegen Salz allein soll der Molch sehr empfindlich sein: auf seinen Körper gestreutes tödtet ihn.

Man hat die Molche, namentlich den Feuersalamander, für sehr giftig gehalten. Auch sollten sie übernatürliche Eigenschaften besitzen, insbesondere feuerfest sein. Es ist daran so viel wahr, daß der übelriechende Drüsenjaft eine scharfe Eigenschaft besitzt, die in dem Magen kleinerer warmblütiger Thiere, sogar auch bei Lurchen durch Entzündung Krankheit

oder den Tod verursachen kann. Auch vermag der in der Erregtheit des Thieres ausschwitzende Saft wohl eine kleine glimmende Kohle auszulöschen, aber vor dem Verbrennen in Feuer schützt es dieser nimmer.

Die Lieblingsorte des gefleckten Salamanders sind feuchte, dumpfe Orte, Wiesen an Teichen und Brüchen, feuchte Steingerölle in Waldthälern der Gebirge. Hier treibt er sich in lauen Nächten und in der Frühe, sowie nach starken Regengüssen auch bei Tage langsam kriechend umher, allen möglichen Erdthieren nach Möglichkeit nachstellend. Vom Ende Juni an wandert er in's Wasser, in welchem er sich mit dem kräftig rudern den Schwanz leicht bewegt. Hier bringt er seine lebendigen Jungen zur Welt, welche sogleich mit den Gliedmaßen der Alten versehen sind, nur daß sie noch die beschriebenen Kiemen und anfangs platte Ruderschwänze haben. Im Spätherbst runden sich diese aus, und es entsteht eine Verwandlung (Metamorphose), indem die Kiemen einschrumpfen und der Körper sich häutet. Er nimmt nun die Farbe und Gestalt der Alten an. Das Wasser wird jetzt verlassen und der Schlupfwinkel für den Winterschlaf aufgesucht, in welchem der Salamander in todesähnlicher Erstarrung bis zum nächsten Frühjahr liegt.

In seinen Lebensbethätigungen bekundet sich der Feuersalamander im Ganzen als ein nützlichcs Thier. Aber seine Langsamkeit setzt diesem Nutzen gar enge Schranken. Er ist eben ein bedächtiger, schläfriger, fauler Kerl — ein Molch!

## Langobardische Geschichten.

Von

Ferdinand Bähler.



### V. Kunibert.

Nachdem Bertarid neun Jahre lang allein das Reich verwaltet hatte, gesehte er sich seinen Sohn Kunibert zum Mit-herrscher bei. Sie lebten in stetem Frieden, und überall herrschte die größte Ruhe, bis ein ruchloser Mann Namens Machis gegen sie aufstand und große Verwirrung im langobardischen Reiche erregte.

Dieser Machis war Herzog von Trient. Zwar hatte Bertarid als ein an Erfahrung und Menschenkenntniß gereifter Mann schon lange die Umtriebe

dieses ehrgeizigen und hinterlistigen Mannes durchschaut und war schon mehrmals darauf bedacht gewesen ihn aus dem Wege räumen zu lassen; immer aber verhinderte es Kunibert, indem er der Hoffnung sich hingab, man werde durch fortgesetzte Wohlthaten und Gunsterweisungen sich seiner Treue mehr und mehr versichern. Aus diesem Grunde drang er denn auch unablässig in seinen Vater, diesem schon ohnehin gefährlichen Manne noch das Herzogthum Brescia zu verleihen. Nur ungerne willigte Bertarid darein, indem er sagte: Du gehst auf dein eigenes Verderben aus, indem du dem Machis eine Macht

verleihest, die ihn erst recht in Stand setzt, dir die Krone streitig zu machen.

Bald darauf starb Bertarid, sein Sohn aber sollte noch erfahren, wie verkehrt er daran gethan, daß er den Warnungen des Vaters keinen Glauben geschenkt hatte.

Alachis verband sich mit Aldo und Grauso und anderen unzufriedenen Edeln in Brescia zum Sturze des Königes. Zu einer gewissen Zeit, als Kunibert eben abwesend war, drang er in seinen Palast und bemächtigte sich der Herrschaft. Sobald Kunibert dieses erfuhr, floh er von dem Orte, wo er sich gerade befand, auf eine im Comersee gelegene Insel und verschanzte sich daselbst. Alachis hielt eine Zeit lang durch grausame Strenge jeden Versuch der Auflehnung gegen seine angemachte Herrschaft darnieder. Indes sorgte Gott dafür, daß Uebermuth und Barbarei nicht allzu lange auf dem geraubten Throne sich behaupteten.

Eines Tages nemlich zählte Alachis Geld auf seinem Tische und ließ dabei zufällig ein Geldstück auf den Boden fallen. Ein kleiner Sohn des Aldo, der im Zimmer spielte, hob das Geldstück auf und reichte es dem Alachis wieder hin. Dieser in der Meinung, das Kind verstehe solche Worte noch nicht, verrieth sein böses Herz, indem er lachend zu ihm sagte: Heda, dein Vater hat viele solche Dinger, aber hoffentlich soll er sie mir in kurzem auch herausgeben.

Der Knabe lehrte des Abends wieder nach Hause; sein Vater fragte ihn beiläufig, was der König mit ihm gesprochen habe, und das Kind erzählte nun unter anderm auch, was beim Geldzählen vorgefallen war.

Wie Aldo das vernahm, fiel schwere Sorge auf sein Herz. Er eilte zu seinem Bruder Grauso und hinterbrachte ihm, was er aus des Kindes Munde erfahren hatte.

Sogleich beriethen sich nun beide Brüder mit ihren Freunden und Vertrauten, wie man den Alachis unschädlich machen könne, bevor er die Tüde seines Herzens an ihnen ausließe.

Am andern Morgen begaben sie sich zu ihm in den Palast und sprachen: Wie lange willst du dich noch in Ticinum einsperren? Siehe doch, die ganze Bürgerschaft hanget dir an und der arme Stümper Kunibert ist so heruntergekommen, daß er nichts mehr gegen dich zu unternehmen im Stande ist. Darum begieb dich unbesorgt aus den Mauern und vergnüge dich mit den Deinen auf der Jagd. Wir wollen schon mit deinen übrigen Getreuen dir die Stadt bewahren. Aber auch das noch versprechen

wir dir, daß wir in kurzem dir das Haupt deines Feindes zur Stelle bringen werden.

Alachis ging in die Falle. Er nahm sein Jagdgeräthe hervor, zog hinaus in den großen Stadtwald und überließ sich mit vieler Lust dem Waidwerk.

Aldo und Grauso aber begaben sich eilends an den Comersee, bestiegen ein Boot und fuhren zum König Kunibert. Sie warfen sich ihm, um Verzeihung stehend, zu Füßen, indem sie eingestanden, wie schlecht sie an ihm gehandelt hätten, thaten ihm kund, was Alachis gegen sie im Schilde führte und welchen Rath sie ihm zu seinem Verderben gegeben hätten. Da flossen auf beiden Seiten Thränen, Schwüre wurden gewechselt und ein Tag verabredet, an welchem Kunibert sich einstellen sollte, um in die Stadt eingelassen zu werden.

Und so geschah es auch. Am bestimmten Tage nemlich erschien Kunibert vor Ticinum; er wurde mit Freuden aufgenommen und zog wieder in seinen Palast ein. Die Bürger, der Bischof, die Priester, Alt und Jung liefen in heller Freude zusammen und sagten Gott dem Allmächtigen frohlockend Dank für die Wiederkehr ihres rechtmäßigen Königs. Viele umarmten ihn unter Thränen, andere umfaßten seine Kniee oder seine Füße, und er hinwiederum küßte sie alle, so viele er konnte.

An Alachis wurde darauf ein Bote abgeschickt und ihm zu wissen gethan: Aldo und Grauso hätten ihm ihr Versprechen gelöst, nicht blos Kuniberts Kopf, nein der ganze Mann sei wieder in Ticinum und throne in seinem Palaste.

Wüthend und drohend eilte Alachis auf diese Meldung in die Ostlande des Reichs und brachte dort theils mit Güte theils mit Gewalt eine Stadt nach der andern auf seine Seite. Gleichermassen sammelte auch Kunibert aus den übrigen Städten ein Heer; so rückten dann beide zum Entscheidungskampfe auf einander los, und als sie in einer Ebene bei Como sich gegenüber standen, schlugen sie allda ihr Lager auf.

Da ließ Kunibert dem Alachis sagen: Wozu sollen wir diesen Streit mit Verlust so vieler Menschen ausfechten? Laß uns beide mit einander kämpfen, und der Sieger sei König. Aber Alachis wollte sich darauf durchaus nicht einlassen. Einer seiner Kriegsmänner, ein Tuscier, verwunderte sich dessen und fragte ihn: Warum nimmst du die Herausforderung nicht an, da du doch ein tapftrer und kriegsgeübter Mann bist? Alachis erwiderte: Kunibert ist wohl von geringem Verstande, aber von wunderbarer Leibeskraft. Bei Lebzeiten seines Vaters,

als wir noch Knaben waren, wurden bei Hofe Widder von ganz besonderer Größe gezogen. Kunibert packte eins dieser Schafe am Rücken bei der Wolle, hob es mit ausgestrecktem Arme vom Boden und trug es frei umher, was mir zu thun unmöglich war.

Wie der Tuscier dieses vernahm, sagte er: Wenn du es mit Kunibert nicht aufnehmen kannst, mag ich auch nicht länger dein Dienstmann sein. Und auf der Stelle verließ er ihn, ging zu Kunibert über und erzählte ihm, was ihn dazu bewogen habe.

Es standen also, wie schon gesagt, die beiden Heere im Blachfeld einander gegenüber und ordneten ihre Reihen. Wie es nun schon nahe daran war, daß sie handgemein wurden, trat ein Diaconus, Namens Seno, zu Kunibert, den er sehr lieb hatte, und sprach zu ihm: Mein König und Herr, unsre ganze Hoffnung beruhet auf dir. Wenn du in diesem Treffen fällst, so wird der grausame Machus uns sämmtlich unter ausgefuchten Martern ums Leben bringen; denn es ist bekannt, welch ein wüthender Priesterfeind er ist. Ich bitte dich daher: gieb mir deine Waffenrüstung, ich will ausziehen und mit dem Tyrannen fechten. Falle ich, so ist nichts daran verloren. Erringe ich aber den Sieg, so wird dein Ruhm um so größer sein, da du durch deinen Knecht gesiegt hast.

Der König erklärte, daß er dies nimmer zugeben werde; doch drangen seine Getreuen, um das Leben ihres Königs gleich jenem besorgt, mit Bitten und Thränen so sehr in ihn, daß Kunibert, wie er denn frommen Gemüthes war, sich endlich erweichen ließ.

So gab er denn dem Diaconus seinen Harnisch, seinen Helm, die Weinschienen und die übrigen Waffen her, die er zu tragen pflegte, und ließ ihn in dieser Rüstung zum Kampfe ausziehen. Seno war von derselben Größe und Gestalt, so daß, als er in voller königlicher Rüstung aus dem Zelte hervortrat, er von jedermann für den König gehalten wurde.

Das Treffen begann und es wurde von beiden Seiten mit Macht gekämpft. Machus richtete

die Hauptkraft seines Angriffs dahin, wo er den König vermuthete. So stieß er auf Seno, tödtete ihn und glaubte den Kunibert erschlagen zu haben. Als er aber dem Gefallenen den Helm vom Haupte riß, zeigte es sich an der Tonsur oder Glase seines Scheitels, daß es ein Geistlicher war. Da schrie Machus voller Wuth: Ha, wir haben nichts gewonnen, als daß die Welt einen Priester weniger hat. Aber ich schwöre, wenn ich den Sieg gewinne, will ich ihm noch hundert seines Gleichen nachschicken.

Der Tod des Diaconen hatte im Heere Kuniberts Bestürzung und Schrecken verbreitet, indem man meinte, der König sei gefallen. Als Kunibert dies gewahrte, eilte er mit unbedecktem Haupt in die vordersten Schlachtreihen, gab sich dem Heere als lebend zu erkennen und stärkte aller Herzen zu neuer Hoffnung des Sieges.

Von neuem ordneten sich also die Reihen, und als sie jetzt wieder gegen den Feind vordrangen, trat Kunibert an ihre Spitze und rief seinem Gegner die Worte zu: Siehe doch, wie viel Volks auf beiden Seiten! Wozu sollen so viele Menschen eines Volkes zu Grunde gehn? Laß uns zwei allein unsre Sache ausfechten, und wem von uns der Herr den Sieg verleihen will, der sei Herrscher.

Da sprachen Machus Mannen: Warum nimmst du Kuniberts Anerbieten nicht an? Es ist mir unmöglich, erwiderte er erbleichend; denn ich sehe zwischen ihren Speeren die Gestalt des heiligen Erzengels Michael stehen, bei welchem ich jenem Treue geschworen habe. Da sprach einer von seinen Mannen: Deine Furcht macht, daß dir etwas erscheint, was nicht wirklich ist. Du bist schon lange darüber hinaus, dir solche Gedanken zu machen.

Unter dem Schmettern der Trompeten drangen nun beide auf einander ein, und da kein Theil dem andern weichen wollte, so gab es ein ungeheures Blutvergießen. Endlich aber fiel der grausame Machus und Kunibert erhielt mit Gottes Hilfe den Sieg. Machus Heer warf sich, als es seinen Führer gefallen sah, in die Flucht; aber wer dem Schwert entrann, fand in den Fluthen des Abdaflusses seinen Tod.

### Sprüche von Friedrich Güll.

Greif' alles Gute an mit Ernst,  
Doch thu' es nimmerdar mit eitler Wichtigkeit,  
Daß mehr und mehr du scheiden lernst  
Der edlen Sache Werth von deiner Wichtigkeit.

Es fügt sich manches schlichte Kraut  
Nicht in den Blütenstrauß, den Blumenkranz,  
Doch wird's vom Himmel überthaut  
Mit Regenbogensebenfarbenglanz.



Von Friedrich Güll.

1.

Wie heißt der Mann und wie die Frau?  
Sie helfen dem Maurer bei jedem Bau,  
Sie schaffen hinauf den schwersten Block  
Von einem Stock zum andern Stock,  
Und fördern mit den Gesellen gemach  
Stein über Stein bis an das Dach.  
Sie ist von Holz, er ist von Eisen.  
Nun weißt du, wie die Beiden heißen.

2.

Mit u, die Peitsche in der Hand  
Fährt er dahin durch Stadt und Land,  
Mit ä, das Ruder in der Hand  
Fluß auf und ab, von Strand zu Strand.

3.

Mit u ist's aus der Münze das Geld,  
Und aus dem Modeladen das Kleid.  
Mit f — e — h der Vogel im Feld,  
Das Wild im Wald und auf der Haib.  
Mit t — r ist's, wer's ehrlich meint,  
Ein un voran, wer es nur scheint.

4.

Mit f — l eil' ich schnell dahin,  
Mit t bring' ich dir stets Gewinn,  
Mit z bin ich von keuschem Sinn.

Von Otto Sutermeister.

1.

Sechse haben den Bruder ernährt;  
Da seht ihn sich kleiden  
In Sammt und Seiden,  
Womit sie reichlich ihn bescheert,  
Und ohne Klagen  
Mit Ruhen und Spielen  
Sich nun vergnügen,  
Indes mit Schweiß und Schwielen,  
Mit Sorgen und Fasten  
Die Brüder trugen des Lebens Lasten.

2.

Wer hat mich heimlich angeschwärzt,  
Ohne daß es mich je geschmerzt?  
Wer hat mich mit blanker Waffe gestochen,  
Ohne daß ich es hätte gerochen?  
Wer hat mir beide Hände verbrannt,  
Ohne daß ich mich umgewandt?

3.

Wer sieht und hört und athmet nicht,  
Und spricht doch, was ein Mensch nur spricht?

4.

Manchen Magern und manchen Fetten  
Half ich vom sichern Verderben erretten;  
Manchem Sünder, hart und verstockt,  
Hab' ich schon Thränen in's Auge gelockt.

### Auflösung der Räthsel Seite 62.

Räthsel von Friedrich Güll.

1. Gartenhäuschen, Kartenhäuschen.      2. Kal, Kar.      3. Gedicht, Gericht.      4. Verschossen.  
5. Kartätsche, Kartätsche.

Räthsel von F. v. Freiburg.

1. Die zehn Finger.      2. Sonnenstäubchen.



von Robert Löwike.

I.

Ich kenne 3 Zahlen von folgender Beschaffenheit. Jede derselben besteht aus gleichen Ziffern, und jede Ziffer von irgend einer der 3 gedachten Zahlen ist gleich jeder beliebigen Ziffer von irgend einer der andern. Die Summe aller 3 Zahlen beträgt 7398. Wie heißen dieselben?

II.

Ich kenne 4 Zahlen von folgender Beschaffenheit. Jede derselben besteht aus gleichen Ziffern, und jede Ziffer von irgend einer der 3 gedachten Zahlen ist gleich jeder beliebigen Ziffer von irgend einer der andern. Die Summe aller 4 Zahlen beträgt 98752. Wie heißen dieselben?

III.

In der nebenstehenden Zahlenfigur beträgt die Summe der 3 Einer 17, ebenso die Summe der beiden Zehner. Dieselbe Summe erhält man

4  
98  
485

auch, wenn man die Ziffern in der mittleren oder unteren wagerechten Reihe addirt. Auch die 3 Ziffern in der schrägen Reihe von links unten nach rechts oben geben als Summe die Zahl 17. Mögen unsre jungen Leser nun versuchen, eine ebenso beschaffene Zahlenfigur zu finden, bei welcher die betreffenden Reihen immer die Summe 13 geben.

IV.

Ein Quadrat ist durch vier gerade Linien in 9 Felder getheilt, wie es die nebenstehende Figur zeigt. In die einzelnen Felder sollen 56 Markstücke vertheilt werden, daß das innere Feld ganz frei bleibt und daß die Summe der Geldstücke in den 3 Feldern, welche an einer Quadratseite liegen, immer 23 beträgt. Die Zahl der Geldstücke in den 4 Eckfeldern soll gleich sein, ebenso die Zahl der Geldstücke in den 4 Mittelfeldern.



Wie viel Markstücke müssen in jedes Eckfeld, und wie viel in jedes Mittelfeld gelegt werden?

Auflösung der Knackmandeln Seite 63.

I.

In dem ersten Häufchen lagen ursprünglich 14, in dem zweiten 6, in dem dritten 4 Steine.

II.

Es giebt 4 verschiedene Zusammenstellungen, und zwar erstens: sechs | sechs, vier | vier, blank | blank; zweitens: sechs | sechs, drei | drei, eins | eins; drittens: fünf | fünf, vier | vier, eins | eins; viertens: fünf | fünf, drei | drei, zwei | zwei.

III. \*)

In dem ersten Häufchen liegen die Steine 6, 6, 6;

\*) Es kommt bei dieser und bei der folgenden Aufgabe nicht auf die Zahl der Augen in jedem Felde, sondern nur auf die Summe der Augen in den beiden Feldern jedes einzelnen Steines an. Daher ist unter jeder hier angegebenen Zahl die Summe der Augen eines Steines zu verstehen.

in dem zweiten und dritten (oder auch in dem vierten und fünften) liegen die Steine 9, 5, 4; in dem vierten und fünften (oder auch in dem zweiten und dritten) die Steine 8, 7, 3; in dem sechsten (oder siebenten) die Steine 11, 5, 2; in dem siebenten (oder sechsten) die Steine 10, 7, 1.

IV.

Bei der ersten Zusammenstellung liegen im ersten Häufchen die Steine 4, 3, 2; im zweiten Häufchen die Steine 8, 3, 1; im dritten Häufchen die Steine 5, 5, 5; im vierten Häufchen die Steine 6, 6, 6; im fünften Häufchen die Steine 7, 7, 7; im sechsten Häufchen die Steine 11, 3, 4; im siebenten Häufchen die Steine 10, 9, 8.

Bei der zweiten Zusammenstellung liegen im ersten Häufchen die Steine 4, 4, 1; im zweiten Häufchen die Steine 5, 5, 2; im dritten Häufchen die Steine 6, 6, 3; im vierten Häufchen die Steine 7, 6, 5; im fünften Häufchen die Steine 9, 9, 3; im sechsten Häufchen die Steine 7, 7, 10; im siebenten Häufchen die Steine 8, 8, 11.